

Das Lieblingstäubchen.

Von

Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von Oscar Pleisch.



Mein Täubchen, mein weißer Liebling, sag':
Wo warst du den ganzen Vormittag?
Spieltest du Haschen
Am himmlischen Zelt?
Warst du naschen
Im Erbsenfeld?
Warst du geladen

Auf Nachbars Dach?
Oder baden
Im Erlenbach?
Sahst du der lieben Sonne zu,
Wie sie wandelt im Bogen? —
Mein kleines, schneeweißes Englein du,
Wo bist du denn geflogen?

Probe aus dem in nächster Zeit erscheinenden neuesten Werke von **Oscar Pleisch: Guckaus.** 17 Original-Zeichnungen, in Holzschnitt ausgeführt von H. Günther und K. Oertel. Mit Reimen von **Victor Blüthgen.** Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig. Preis elegant cartonnirt 3 Mark.

Diese neue Schöpfung des berühmten Zeichners der Kinderwelt schließt sich den vollendetsten seiner allbeliebtesten Cyclen an und entzückt uns wieder durch feinste Naturcharakteristik, liebenswürdige Anmuth der Motive und sinnigen Humor.

Die zierlich graziösen Reimtexte von Victor Blüthgen, die mit ihren, der Natur des Kindes abgelauchten Tönen und Wendungen so schnell zum Gemeingut der Kinderstube geworden sind, begleiten die kleinen Kunstschöpfungen wieder als ein überaus reizvoller, munterer Chor.

Orthographie.

Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Englische Kaufleute pflegen an Sonntagen niemals einen Geschäftsbrief zu eröffnen, und wäre der gute Herr Johann Peter Althof, Chef eines der ersten Häuser einer rheinischen Handelsstadt, diesem frommen Brauche gefolgt,

so hätte er sich an einem schönen Herbstnachmittage viel Ärger erspart. Aber als nach dem Essen, das ihm trefflich geschmeckt hatte, die Mittagspost ankam, konnte er sich nicht enthalten, wenigstens einen Blick in die Briefe zu werfen. Die meisten legte er freilich gleich wieder zur Seite; einen jedoch las er verwundert und kopfschüttelnd ganz durch, und es wurde dabei sein sonst freundliches Gesicht recht grimmig und noch röther, als es gewöhnlich war. Endlich warf er den Bogen auf den Tisch und schlug zugleich dabei mit seiner Faust so kräftig auf denselben, daß Obstschale und Weingläser zusammen klirrten und sein jüngster Sohn Heinrich, ein hoffnungsvoller Tertianer, erstaunt von seinem Buche aufblickte. Auch Frau Althof, welche im Lehnstuhl an einem der hohen Fenster sitzend, auf die Straße hinaus oder in ihr Inneres hinein blickte, rief fast erschrocken aus: „Was hast du denn, Althof?“

„Es ist zum Tollwerden!“ erwiderte dieser zornig. „Täglich gibt man mehr Geld für die Schulen aus, und täglich werden sie schlechter.“

„Das hör' ich von dir zum ersten Mal.“

Althof fühlte, daß er zu weit gegangen war, und fuhr ruhiger fort: „Ich suche einen Lehrling. Der „nicht mehr ungewöhnliche Weg“ durch die Zeitungen nämlich, paßt mir nicht. Ich wende mich lieber an einen bewährten Geschäftsfreund, diesmal an Herbert in Kleiningen. Der hat mir nun einen jungen Menschen aus seinem Orte warm empfohlen. Ernst Neumann heißt er, der einzige Sohn einer Wittwe, sechzehn Jahr alt, aufgeweckt, bescheiden, fleißig, ehrbar. So weit gut. Er hat die höhere Schule des Städtchens durchgemacht und glänzende Zeugnisse erhalten. Auch gut. Aber nun schreibt er selbst, von Herbert aufgefordert, einen Brief an mich — da liegt der Wisch! ich traun' meinen Augen kaum — so was ist mir noch nicht vorgekommen.“

Deutsche Jugend. XIII.

„Ist die Handschrift so schlecht?“

„Von der Schrift red' ich nicht, sie geht an; nein, ich will ihm kein Unrecht thun, sie ist schön, noch ein wenig steif und zu gerad auf — der kaufmännische Schwung fehlt, weißt du, — doch das machte sich schon. Auch die Ziffern im Datum sind einfach, scharf und deutlich, wie ich's liebe. Aber nun! Erstens alles, von A bis Z, nicht nur die Eigennamen, mit lateinischen Buchstaben geschrieben!“

„Das ist die neueste Art,“ mischte sich Heinrich ein. Der Vater sah ihn ärgerlich an, und die Mutter sprach: „Unterbrich doch Papa nicht!“

„Zweitens, fast alle Hauptwörter klein geschrieben! Und endlich drittens noch eine ganze Menge grober orthographischer Fehler!“

Da der Vater jetzt ausgesprochen hatte, so konnte sich der gelehrte Tertianer nicht enthalten zu bemerken: „Unser Ordinarius sagt, der Ausdruck „orthographischer Fehler“ wär' eigentlich falsch und lächerlich. So dürfe ein Gebildeter gar nicht sagen.“

Du bist ein Naseweis und dein Ordinarius —

„St!“ mahnte die ruhige Mutter; der Vater verschluckte das Wort, das ihm schon auf der Zunge schwebte, und fuhr spitzig fort: „Warum denn nun nicht, mein weiser Sohn?“

„Orthographisch heißt: richtig in Bezug auf die Schreibung, also, recht geschrieben. Wie könnte etwas Verkehrtes aber nun richtig genannt werden? Ein „orthographischer Fehler“ wär' grad' solch ein Unding wie etwa „ein goldenes Hufeisen“ meint der Herr Ordinarius.“

„Bedanterei und kein Ende!“ fuhr Herr Althof jetzt heftig heraus: „Lehrt ihr mich deutsch reden! Das Ei will oft klüger sein als die Henne. Jawohl, man kann sagen „orthographischer Fehler“, und „goldenes Hufeisen“, mein gelehrter Sohn, und sogar „ein richtiger Fehler“ und „ein richtiger Schulfuchs“ und „ein richtiger Narr!“

Heinrich hätte gern noch etwas gesagt, aber die Mutter sah ihn mit einem vielbedeutenden Blick an, und so schwieg er. Der Vater aber schöpfte einmal frisch Athem und fuhr dann eifrig fort: „Mich kann nichts mehr ärgern als dies Bemäkeln von Ausdrücken, die gang und gäbe und allgemein verständlich sind. Noch Goethe durfte sagen „eine vor-

habende Reise“; aber da bringt irgend ein weiser Mann heraus, daß eine Reise eigentlich nichts vorhat, und so müssen wir nun schwerfällig nachhinken und sagen: „eine Reise, welche ich vorhabe“ — danke schön für den Gewinn! Da lob ich mir die praktischen Engländer, die sagen flottweg: „the house is building,“ und jedermann versteht's.“

„Sie sagen auch: „being built!“ brummte Heinrich leise.

„Aber so seid ihr neumodische Sprachbesserer aus dem Geschlechte Ballhorn; ihr seht vor lauter Wald die Bäume — wollt' ich sagen vor lauter Bäumen den Wald nicht; immer spintifiren, disteln, bemäkeln, grübeln — ihr klebt am Buchstaben, am Einzelnen, und verliert darüber das Beste, den Ueberblick, die warme Fühlung mit der lebendigen Sprache des Volks. — Doch wozu ereifere ich mich?“

„Ja, wozu?“ fragte die Mutter sanft und doch mit schalkhafter Betonung. „Theil' mir lieber einmal einige der Fehler des Briefes mit; es klingt ja ungläublich, was du sagst.“

„Und es ist trotzdem wahr. Sieh,“ er nahm den Brief und trat zu ihr an's Fenster — „geerter her!“ ohne h. Diesen armen Buchstaben hat er überhaupt auf dem Strich, er schreibt auch teil, flut u. f. w., dann „ein par tage,“ „tot,“ und hier erst: „da sich mir nun die angenehme aussicht eröffnet“ — das scheint er von Ofen abzuleiten und nicht von offen“ — und dabei spitzte Herr Althof den Mund und sprach nochmals übertrieben lang: „eröffnet,“ und sich hier: schiffart, mit nur 2 f, natürlich ohne h — was? Das bedeutet Art eines Schiffs, nicht aber, wie's doch soll, Fahren der Schiffe — ich denk', du hast an diesen Pröbchen genug. Als ich zehn Jahr alt war, hätt' ich mich schon geschämt solche Schmeißer zu machen.“

Heinrich war das jüngste Kind seiner Eltern und dazu ein junger Tertianer. Was Wunders, daß er sich jetzt nicht enthalten konnte, seine lang mit Mühe unter den Scheffel gestellte Weisheit endlich hell leuchten zu lassen? „Aber, Papa,“ rief er, „das sind ja alles gar keine Fehler! Das ist die neue Orthographie! So schreibt ja der große Grimm selbst!“

„Der große Grimm wird gleich über dich ausbrechen, mein Söhnchen,“ sprach sein Vater mit Nachdruck, doch erschöpfte sich ein Theil seines Aergers in dem unschuldigen Wortspiel. „Du willst doch nicht behaupten, daß auch ihr in der Schule so schreibt?“

„Nicht ganz so. Unser Ordinarius meint, das gehe leider noch nicht an.“

„Sehr richtig — d. h. das leider hätte er sich sparen können.“

„Aber Flut, Glut, Blüte schreiben wir auch schon längst,“ fuhr Heinrich triumphirend fort und holte zum Beweise ein ziemlich sauberes Arbeitsheft und zum Ueberfluß das deutsche Lesebuch herbei. „Sieh nur her — es gibt einen blauen Strich am Rande, wenn mir noch einmal ein h ent schlüpft.“

Nun wurde Herr Althof ernstlich verstimmt. „Theilung der Arbeit!“ murmelte er, unwillig in dem Hefte blättern, „schön und gut, nur thue auch jeder seinen Theil! Der Kaufmann im Geschäft, der Lehrer in der Schule, — aber da hätte ich, so sehr man unsere Anstalten rühmt, am End' noch die Penja und Aufsätze zu revidiren, damit mein Junge nichts Falsches lernt, nichts Wichtiges verlernt. Ich muß mich wirklich in Zukunft mehr darum kümmern.“

„Das schadet keinesfalls,“ bemerkte seine Frau ruhig. „Die vorzüglichste Anstalt und die besten Lehrer überheben die Eltern ihrer Pflichten nicht.“

Herr Althof sah sie einmal an, als ob er einen Vorwurf in den Worten witterte, doch ihre freundliche Miene besänftigte ihn. „Darüber ließe sich streiten,“ versetzte er. „Ich will dir beistimmen, was die Erziehung anbetrifft. Den Unterricht aber sollte man mit vollem Vertrauen denen überlassen können, die ihn sich zum Geschäfte gemacht haben — und ein leichtes und wohl auch lohnendes Geschäft ist's für viele!“ brummte er hinzu.

„Ich hab' mir immer sagen lassen,“ bemerkte Frau Althof, „der Beruf eines Lehrers sei schwer und mühevoll, und glaub's auch. Wenigstens möcht' ich dich einmal in einer Classe wilder Jungen sehen, du leicht aufbrausender und doch im Grunde weicher und lieber Mann!“

Der Schluß machte zum Glück alles wieder gut; Herr Althof lächelte.

„Und etwas mehr, als sogar der Herr Director verdienst du denn auch,“ fuhr sie freundlich nickend fort.

„Ich paß' nicht zum Schulmeister,“ antwortete Althof, „das weiß ich recht gut, darum bin ich eben keiner geworden und bedauere es nicht. Aber gut, daß du mich an den Director erinnerst: bei nächster Gelegenheit werd' ich mit meinem alten Freunde ein Wörtlein reden. Zunächst aber will ich dem hochgelehrten Herrn Neumann zur Antwort einen Schreibebrief aufsetzen, den er nicht an den Spiegel stecken soll!“

„Mach's nicht zu arg!“ mahnte die gute Frau. „Unbesorgt. Aus der Ferne kann ich ihm den

Kopf nicht abreißen. Aber ein bißchen waschen den jungen, dummen, eingebildeten Kopf, das wird nicht schaden.“

„Wenn der arme Kerl nun so gelehrt worden ist?“

„Dann mag er sich sein Lehrgeld zurückzahlen lassen! Im Ernst, wer so wenig Unterscheidungs-gabe besitzt, wer sich nicht selbst sagt, daß solch absonderliche Neuerungen, solch halbverdaute Schrullen einzelner Professoren nicht in einen nüchternen Geschäftsbrief, nicht für einen angehenden Kaufmann passen, den kann ich auf meinem Kontor nicht gebrauchen.“

Damit ging er hinaus. Heinrich erhielt Erlaubniß einen Freund zu besuchen, die übrigen Tischgenossen hatten sich den schönen Nachmittag zu Nutzen gemacht, und so blieb Frau Althof allein im Speisezimmer zurück, und hätte das unterbrochene Schläfchen wieder aufnehmen können. Doch als ihr Gemahl nach einer Weile wieder erschien, war der runde Tisch vor dem Sofa schön gedeckt und mit Kuchen und Kaffee besetzt, der nach alter Sitte in diesem Hause nicht gleich nach dem Mittagessen, sondern gegen vier Uhr eingenommen wurde.

„Bleiben wir heut' denn ganz allein, liebe Frau?“

„Es scheint,“ antwortete sie, „und es ist mir nicht unangenehm. Ich kann um so eher auf einen Wunsch zurückkommen, den ich dir schon mehrmals ausgesprochen habe. Miethe den neuen Lehrling, wer es auch sein mag, bei anständigen Leuten in der Nachbarschaft ein. Ich habe das Zimmer durchaus für Emilie nöthig.“

Herr Althof runzelte die Stirn. „Es ist immer in unserm Hause Sitte gewesen, daß der Lehrling beim Prinzipale wohnt. Aus guten Gründen, du weißt, ich hasse bedenkliche Neuerungen. Ich weiche höchst widerwillig vom alten, frommen Brauche ab.“

„Aber die eigene Familie geht doch vor!“

„Sophie kann recht gut auch fernerhin ihr Zimmer mit der Schwester theilen — es sind keine Prinzeßinnen!“

„Wenn ich dich nun recht schön bitte?“

Wer weiß, wozu sich der alte bestürmte Eheherr nicht hätte bestimmen lassen; doch in diesem Augenblicke klopfte es und herein trat — lupus in fabula — der Director.

„Du kommst mir gerade recht,“ rief ihm Herr Althof entgegen und schüttelte ihm kräftig die feine Hand. „Mit dir hab' ich ein Hühnchen zu rupfen. Was lehrt ihr die Jungen denn für Unsinn? In der Orthographie mein' ich. Welchen Heißsporn von Lehrer hast du denn in der Tertia sitzen? Nebenbei, ich hätte den Herrn längst einmal einladen sollen, weiß

jetzt aber wahrhaftig nicht, was ich thue. Wer Blüthe ohne h schreibt, dem blüht bei mir kein Glück! — Ueber diese Buchstabenklauber! unsere alte, gute Schrift so zu verhunzen!“

„Lieber Althof,“ sprach der Director lächelnd, indem er Platz nahm, „wie wohlthuend weht mich ruhigen Bücherwurm immer dieser jugendliche Unge-stüm, diese herzerfrischende Lebendigkeit, diese erwärmende Gluth an, mit oder ohne den sanften Hauchlaut! Dein Auge strahlt, dein Antlitz leuchtet, deine Worte dröhnen, wie die Trommete zur Schlacht, und deine ganze gewichtige Persönlichkeit gibt jeder Sylbe den gehörigen Nachdruck, du Ewigjünger!“

„Bleib' mir mit deinen ironischen Redensarten vom Leibe! Sprich dich lieber einmal ernsthaft über die Sache aus: vertheidige dich!“

„Wenn ich ernsthaft reden soll, so muß ich ein wenig ausholen und vorher die Kehle einmal anfeuchten.“

„Thun Sie das, Herr Director!“ ermunterte ihn Frau Althof. „Versuchen Sie auch den Kuchen, er ist zu empfehlen; kehren Sie sich nicht an meinen Mann, Sie kennen ihn ja!“

„Wenn du dich auch, wie gewöhnlich, auf Seite meines Feindes stellst, ich bring euch doch beide zu Boden, denn ich bin stark im Recht.“

„Prahle nicht so, erzähle lieber einmal von vorn an, der Reihe nach, was dich ganz unöthigerweise so aufgereggt hat.“

Das that Herr Althof denn auch ausführlich und mit der vollen Wärme der Ueberzeugung, zündete sich auch, da er selten Süßigkeiten genoß, eine große Pfeife dazu an. Der Director aß und trank inzwischen ruhig fort und wechselte hin und wieder einen Blick oder ein Lächeln mit Frau Althof, war aber, als sein Freund endlich schloß, sofort zur Antwort bereit.

„Mein lieber Hühkopf,“ sprach er, „die paar unschuldigen Abweichungen von deiner Schreibart, welche wir uns gestatten, sind kaum der Rede werth. Ich könnte mich aus der Schlinge ziehen mit der Frage: „Was liegt denn viel an einem unhörbaren Dehnlaut? Doch ich verschmähe jede Ausflucht. In literis nil parvum!“

„Laß dein Latein weg,“ knurrte Herr Althof.

„Nein, so viel verstehst du denn doch noch, wenigstens übersetz' ich dir das goldene Sprüchlein nicht. Die Sprache ist ein geheimnißvolles, recht kräftiges und zugleich ungemein zartes Gebilde. Um sie festzuhalten und wiederzugeben, darf uns das beste und feinste Mittel kaum genügen. Einer Kö-nigin legt man nur goldene Fesseln an. Für ein

überaus kunstvoll geschnittenes Siegel ist das reinste Wachs nicht zu gut.“

„Laß die Bilder weg!“

„Einverstanden, denn keins paßt ganz. Also schlicht. Die vollkommene Schrift sollte jeden Laut und jede geringste Färbung und Abstufung desselben wiedergeben und deutlich erkennen lassen. Leider gibt es eine solche Schrift noch nicht.“

„Ja doch! unsere gewöhnliche deutsche!“

„Wie vorschnell! Schreibst du nicht sie und nie ganz gleich? Klingen die Wörtchen auch ganz genau, horch' einmal genau: sie — nie? Oder: Jagd und Magd?“

„Warum so viele verschiedene Mittel, um denselben Zweck zu erreichen?“ fuhr der Director fort. „Ist das nicht verwirrend und schwerfällig, um das Gelindeste zu sagen? Die Griechen hatten einen Anfang gemacht, sie schufen sich ϵ und η , \omicron und ω ; warum sie nicht folgerichtig auch für die andern Selbstlauter so verfahren, dafür weiß ich keinen Grund, als Trägheit und Beschränktheit, denen auch die klügsten Menschen unterworfen sind.“

„Laß doch die alten Griechen aus dem Spiel! Du gehst noch immer vorsichtig wie die kluge Katze um den heißen Brei, aber es hilft dir nicht, er wird nicht kühl, die Gluth meines gerechten Zornes



Ein kleiner Unterschied ist da, doch daran liegt nichts.“

„In literis — du weißt! Nun, ich bin mit diesem Zugeständniß zufrieden und verzichte auf andere Beispiele. Ich gehe zu Größerem über: Ein Hauptunterschied besteht doch entschieden zwischen lang und kurz, gedehnt oder geschärft, zwischen ihn und in.“

„Den bezeichnet ja gerade das gute, von euch verpönte h!“

„Oder e, wie in Bien' und bin, oder auf der andern Seite Verdoppelung, wie in Haken und Haeken, oder gar nichts, wie in Gruss und Kuss.“ Der Director hatte Papier und Bleistift zur Hand genommen und schrieb die Beispiele nieder, während Herr Althof etwas betreten zusah.

brennt mit einem h unter ihm und hält ihn siedend, du sollst dich noch verbrennen! Wir, d. h. die gebildeten Deutschen, waren über Aussprache und Schreibung aller Wörter hübsch einig, warum kommt ihr Gelehrten jetzt und bringt solchen Wirrwarr hervor?“

„Nun hab' ich dich!“ frohlockte der Director. „Schreib' doch einmal gefälligt nieder, was ich dir vorsehe!“

Herr Althof gehorchte: Ich hab' allmählich dies öde Haideland urbar gemacht und schon reiche Ernten darauf erzielt.“

„Schreibst du alle Wörter immer gerade so?“ fragte der Director zweifelnd.

„Immer, wenigstens seit Jahren!“

„Aha! Nun, ich lobe schon diese Consequenz

Aber wenn dir nun jemand einmal allmählig, Heide, Aernte, diess schreibt, schilst du den sofort ungebildet?"

"Fällt mir nicht ein! Ich weiß wohl, da herrscht Freiheit."

"Oder Willkür, oder Schwanken. Sind nun die gebildeten Deutschen über die Orthographie aller ihrer Wörter einig?"

Herr Althof schwieg.

"Willst du antworten, Verstockter? Ja oder Nein!"

"Nein! wenn's denn sein muß, doch die paar Fälle kommen kaum in Betracht."

"Würdest du so gleichmüthig über eben so viel Fehler in deinem Hauptbuche reden?"

Herr Althof zuckte die Achseln.

"Möchtest du überhaupt Kaufmann sein, wenn in der edlen Rechenkunst dasselbe Maas von Unsicherheit herrschte?"

"Ich möchte nicht leben! Doch indem jeder Einzelne von euch Gelehrten sein Fündchen anbringt, vermehrt ihr in der Rechtschreibung die leidige Unsicherheit noch, das wirst du mir zugeben."

"Mit Vergnügen. Dagegen räume mir noch ein, daß die landläufige Schreibart wenigstens einiger Wörter entschieden falsch ist. Was soll z. B. in Thurm das h? in turris steckt doch keins. Und der Fälle könnt' ich dir viele anführen."

"Es genügt," sprach Herr Althof. "Was nun?"

"Wir sind bald einig. Laß uns kurz wiederholen und dann den Schluß ziehen. 1) Unsere gute Sprache hat ein Recht, ordentlich geschrieben zu werden. 2) Wir wenden aber bis jetzt regellos zur Dehnung und Schärfung ganz verschiedene Mittel an. 3) Im Schreiben gewisser Wörter weichen auch gebildete Deutsche weit von einander ab. 4) Viele andere Wörter werden ohne allen Zweifel gewöhnlich falsch geschrieben —"

"Wo bleib' ich?" rief Herr Althof. "Das Einzige, das du mir zugestanden hast, willst du Schelm anlassen."

"Wart' nur! 5) Durch eigenmächtige Aenderungen, selbst Besserungen durch Einzelne wird die Unsicherheit noch vermehrt."

"Bravo!"

"Aus diesen und anderen Gründen," fuhr der Director mit erhobener Stimme fort, "erkennen wir, die geeinten Freunde und Gesinnungsgenossen, beschließen, verordnen und setzen fest —"

"Laß die Formeln sein! Komm zur Sache!"

"Es muß für Sprache und Schrift ein höchster Gerichtshof eingesetzt werden, eine deutsche Akademie."

"Aha!"

"Tiefgelehrte, hochbegabte und grundverständige Männer gehören hinein. Sie prüfen und untersuchen, sie berathen und beschließen, sie verschmähen es nicht, berechnete Stimmen aus dem Volke, aus dem ganzen Vaterlande anzuhören. Wie sie überhaupt über die Reinheit der Sprache zu wachen haben, so setzen sie insbesondere die Schreibart jedes Wortes endgültig fest. Die Behörden, die Schulen, die Blätter richten sich sofort nach dieser Entscheidung. Die Uebrigen folgen allmählig, je nach Verständniß und gutem Willen. Den Alten, Hartnäckigen und Schwerfälligen —"

"Dazu rechnest du natürlich mich!"

"— wird milde Zeit gegönnt. So erreichen wir, was entschlossenerer Nationen längst besitzen, endlich auch, eine einheitliche, unanfechtbare Orthographie!"

"Bravo!"

"Inzwischen, bis wir eine solche Akademie haben, verschmähe das langsame Wirken hervorragender Sprachforscher und strebsamer Schulmänner nicht."

"Ei, so wollt' ich doch! — Nun nimmt der böse reiche Mann dem Armen schließlich sein einziges Schäflein weg!"

"Hast du denn noch immer nicht gemerkt," fiel Frau Althof lächelnd ein, "daß du bei jedem Disput mit dem Herrn Director regelmäßig den kürzern ziehst, du vorschneller Hitzkopf?"

"Weil er hinterlistig und heimtückisch ist!" rief Althof lächelnd.

"Harte Vorwürfe!" sprach der Director. "Hab' ich denn nicht Recht? Schreibst du noch, wie in deinem Katechismus steht, Gebothe, Gebethe? Wie den Hauchlaut in diesen Wörtern, hat die stillmüthige Zeit schon viel Unnütziges getilgt."

"Laß' mich in Ruh! Dergleichen ist mir nie aufgefallen. Am End' hätt' ich den grundgelehrten Herrn Neumann demüthig bewundern und statt als Lehrling gleich als Buchhalter und Meister anstellen sollen."

"Nein. Ein junger Fant, der sein bißchen Wissen so unzeitig zu Markte bringt, verdient eine Zurechtweisung."

"Es freut mich sehr, daß du mir wenigstens hierin Gerechtigkeit widerfahren lässest."

"Nur ist die Frage, ob du seine Thorheit nicht zu streng geahndet hast."

"Doch schon wieder! Nun ja, ich hätt' etwas milder sein können, es thut mir fast leid. Aber nun genug von der Orthographie! Darin sind wir einig, wir müssen eine Akademie haben. — Wollen wir nicht

aber den schönen Sonnenschein zu einem Spaziergange benutzen? Du bleibst dann natürlich zum Abendessen hier.“

Der Director sagte bereitwillig zu.

„Lade den armen Buchholz auch ein,“ sagte Herr Althof zu seiner Frau; „er langweilt sich in seiner Einsamkeit.“

Buchholz war ein alter treuer Diener des Hauses, der schon unter Herrn Althof's Vater im Geschäfte gewirkt hatte und jetzt seit einigen Jahren die wohlverdiente Ruhe genoß.

Die beiden Herren machten einen weiten Spaziergang und unterhielten sich, einmal von der leidigen Orthographie los, auf das vortrefflichste. Angenehm ermüdet und in heiterer Stimmung kehrten sie gegen Abend nach Hause zurück.

„Buchholz kommt nicht,“ sagte Frau Althof und reichte ihrem Manne ein Briefchen von besonders steifem Papier hin, das derselbe lächelnd durchflog.

„Es ist noch ein richtiges Stück von der alten Welt,“ sprach er harmlos, „sieh einmal, wie sonderbar er schreibt: „Wär's im Juny oder July, verchrter Herr Principal, so würde es mir eine Freude und Ehre seyn, aber so späht im VIIber“ —

Der Director sah Frau Althof an und beide lachten. „Ich mein', dir wär' dergleichen nie aufgefallen,“ wandte er sich an Herrn Althof.

„O du Heimtücker,“ rief sein Freund und drohte ihm mit dem Finger. „Sind wir noch nicht fertig mit der Orthographie? Ich hab' vorhin nur an h gedacht und y ganz vergessen.“

„Berachte mir nur in Zukunft den allmählichen Fortschritt zum Bessern nicht zu sehr,“ sprach der Director, „und damit sei für heute das Kapitel abgethan.“

Aber es sollte anders kommen. Noch ehe sie sich „zum lecker bereiteten Mahle“ niederließen, ward ein später Besuch gemeldet.

„Wie heißt er?“ fragte Herr Althof den etwas leise sprechenden Diener.

„Ernst Neumann!“ wiederholte derselbe.

„Ei! dann führ' ihn in's Kontor — nein! weiß ihn lieber nur gleich hierher. Der empfohlene Lehrling aus Kleiningen!“ sagte Herr Althof, verwundert mit dem Kopfe schüttelnd.

Die Kleider des guten Jungen, der jetzt beklommen eintrat, waren nicht fein noch vom neuesten Schnitt, die Rockärmel sogar etwas kurz; allein sein freundliches, erröthendes Gesicht, sein treues Auge, und seine wohlklingende Sprache machten vieles gut. Daß er unerwartet in eine Gesellschaft hineingeschoben wurde, setzte ihn augenscheinlich in Verwirrung und

übereifrig verneigte er sich nach allen Seiten, antwortete dann aber geläufig auf die etwas verwunderten Fragen des Hausherrn über sein unvorbereitetes Erscheinen „Mir ist ein seltsames Mißgeschick passiert, Herr Althof. Als mir durch Herrn Herbert die angenehme, nein, die hochbeglückende Aussicht eröffnet wurde, in Ihr großes, altberühmtes Geschäft zu kommen —“

„Bitte, bitte!“ wehrte der gute, bescheidene Kaufmann.

„Doch! diese Aussicht war für mich sehr erfreulich. Ich lief in voller Erregung heim, that mein Bestes und schrieb einen Brief, kalligraphisch und orthographisch nach der neuesten Art, und stilisirt, so gut ich's vermochte; ich wollte zeigen, daß ich unsere gute Schule nicht ohne Erfolg besucht habe, wenn ich auch der fremden Sprachen noch nicht ganz mächtig bin —“

„Stil und Handschrift haben auch meinen vollen Beifall,“ schob Herr Althof freundlich ein.

„Aber der dritte Punkt, die leidige Orthographie,“ fuhr der Jüngling fort. „Ich hatte selbst während des Schreibens my misgivings, wie die Engländer sagen, gewisse Zweifel und Bedenken, aber aus einer Art von dummem Gelehrten- oder vielmehr Schuljungen-Stolze unterdrückte ich sie.“

„Bravo!“ rief Herr Althof.

„Was bravo?“ sagte der böse Director; „daß der junge Herr seine guten Regungen unterdrückte?“

„Daß er seine Triebfeder dabei mit dem rechten Namen benennt! Warum muß ich das erst erklären? Unterbrich uns nicht!“

„Ich möcht' nur wissen, wie der junge Herr so plötzlich zu dem richtigen Namen gekommen, so klar über sich selbst geworden ist,“ murmelte der Director. Sein Wunsch ward sogleich erfüllt, denn offenerzig fuhr der Jüngling fort: „Aber als ich meiner Mutter den Brief zeigte, schüttelte sie mißbilligend den Kopf. „Lateinisch und nach der neumodischen Schreibart geschrieben? Wo denkst du hin? Als Klassenarbeit möcht' es gut sein, als Geschäftsbrief, als Empfehlung oder Bewerbung taugt es nicht. Herr Althof möchte dich für einen eingebildeten Sonderling halten.“

„Ihre Frau Mutter scheint eine sehr verständige, praktische Frau zu sein.“

„Das ist sie, die liebste und klügste Frau, die ich kenne,“ rief Ernst stolz und herzlich.

„Warum sind Sie ihrem guten Rathe denn nicht gefolgt?“

„Gewiß bin ich ihm gefolgt, das versteht sich von selbst. Ich bin roth geworden und sofort wieder an die Arbeit gegangen und hab' den Brief deutsch

und mit gewöhnlicher Schrift copirt. Darüber war's fast dunkel geworden und eh' ich Couvert und Freimarke geholt hatte, ganz dunkel. In der Eile verwechselte ich nun die beiden Bogen."

"Ah so!"

"Erst heute Morgen bemerkte ich den Mißgriff und ärgerte mich sehr. Meine Mutter schüttelte wieder den Kopf: „Zur Empfehlung gereicht es dir keinesfalls. Auf dem Kontor dürste dir dergleichen nicht passiren, es könnte von schlimmen Folgen sein.“"

"Sehr richtig!" schaltete Herr Althof ein.

"Doch statt einen Irrthum müßig zu bedauern, soll man ihn rasch wieder gut zu machen suchen. Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben. Nimm den nächsten Zug, überbringe das ordentliche Schreiben und Gott gebe, daß man deine Entschuldigung gelten läßt."

"Das thut man! das thut man!" rief der gute Althof. "Zeigen Sie 'mal her! Sie können also auch schreiben wie ein gewöhnlicher Mensch?"

Er entfaltete den Bogen und blickte wohlgefällig auf die feste, schlanke Schrift, in der die vielen h, die andern Dehnungszeichen und die großen Anfangsbuchstaben ihn anheimelten.

"Wann wirst du einmal so schön schreiben?" brummte er und hielt das Blatt seinem Söhnlein unter die Nase.

Heinrich zuckte mürrisch und verlegen die Achseln, während sein Vater den Brief dem Director zur Ansicht gab.

"Sie haben also," wandte er sich wieder an Ernst, "meine Antwort noch nicht erhalten? Um so besser. Sie brauchen sie gar nicht zu lesen. Wenn sie heimkommen, verbrennen Sie den Brief."

Ernst war wo möglich noch etwas röther geworden. "Schon geantwortet?" seufzte er.

"Im ersten Eifer, ja. Einerlei, ich hab' mich anders besonnen. Ich nehme Sie als Lehrling an."

Ein heller Freudenschein blitzte aus den jungen Augen, ein solcher, der alle, die ihn je hervorgerufen, erwärmt und beglückt. Doch im nächsten Augenblicke ward Ernst blaß und bekümmert. "Meine Mutter, meine arme Mutter!" seufzte er.

"Mein Brief war an Sie gerichtet, Ihre Mutter wird das Briefgeheimniß ehren."

"Ich hab' nie ein Geheimniß vor ihr gehabt und will's nie haben."

"Sie sollen in unserm Hause wohnen," sprach Frau Althof etwas unvermittelt; die Besorgniß des guten Jungen um seine Mutter hatte ihr Herz gerührt. Herr Althof warf ihr einen dankbaren Blick zu, während der Director, auch warm geworden, zu Ernst sprach: "Und wenn Sie Sich in den neueren Sprachen vervollkommen wollen, so haben wir beide, Sie und ich, wohl zuweilen ein Stündchen übrig." Kaum konnte Heinrich seinen Dank aussprechen, da wandte sich schon Herr Althof wieder zu ihm: "Da Sie die Sache so ernst nehmen, so wollen wir auch diesen Irrthum nicht müßig bedauern, sondern rasch wieder gut machen, nach dem verständigen Worte Ihrer lieben Frau Mutter, und ihr jede fernere Bekümmerniß in dieser Angelegenheit ersparen — wozu ist denn der Telegraph da?"

"Nun bin ich vollkommen glücklich!" rief Ernst, "und danke Ihnen tausendmal und werde mich bestreben, Ihre große Güte —"

"St!" unterbrach ihn Herr Althof. "Schon gut. Als trockener Kaufmann lieb' ich Nährungsstücke und Ueberschwänglichkeiten nicht. Nun, nun, heute sind Sie etwas aufgereggt, läßt sich erklären. Die nöthige Ruhe lernen Sie schon im Geschäft. Sie speisen jetzt mit uns, Sie schlafen auch die Nacht hier, nicht im Gasthof. Und morgen fahren Sie heim, holen Ihre Sachen, und kehren am Ersten zu uns zurück. — Heinrich, sprich das Tischgebet!"

Sprüche von Friedrich Güll.

Denk nicht an Ruhm, nicht an Gewinnst,
Entbehre, wirke, leide!
Die Raupe, krank, webt ihr Gespinnst,
Sie stirbt, und es ist — Seide.

Allzeit rede, wie du denkst, doch sage
Drum nicht Alles, was du sinnst und denkst;
Unterdrücke still des Unmuths Klage,
Zeig' die Grillen Niemand, die du fängst.

Vergiß es, Aehre, nie, wenn du, des Halmes Kind,
Von Körnern schwer dich wiegst im Vollbehagen,
Daß dich der Halm bisher im Wetter und im Wind
So wohl genährt und dich so hoch getragen.

Noch steht auf Erden die Himmelsleiter,
Wo Menschen einschlummern zufrieden und heiter.
Kein Haus ist zu nieder, keine Kammer zu klein,
Es fliegen die Engel zum Fenster hinein.

Ein Kornblumenkranz.

Ballade von Ferdinand Bähler.



Als Kaiser Bonaparte
Die Preußen überwand,
Und seine Hand, die harte,
Schwer lag auf Volk und Land:
Von allen seinen Siegen

War keiner ihm so werth;
Mit Preußens Unterliegen
Schien ihm die Welt beschert.

Und seinen Stolz zu weiden
An unsrem tiefsten Leid,
Hieß er ein Fest bereiten
Voll Pomp und Herrlichkeit.
Aus Deutschlands Gauen allen
Lud er die Fürsten ein,
Zu stehen als Vasallen
In seiner Schranzen Reihn.

Das Schwerste doch beschieden
Dem Preußenkönig war:
„Ihr botet mir zum Frieden
Wohl Städt' und Länder dar,“ —
So sprach der Mann voll Tücke —
„An Macht hab' ich genung:
Eins fehlt noch meinem Glücke —
Der Schönheit Huldigung.

Die Welt legt mir zu Füßen
All ihr Geschick und Heil;
Die schönste Frau zu grüßen
Ward mir noch nicht zu Theil.
Bringt mir zum Siegesfeste
Den köstlichen Gewinn:
Führt in den Kreis der Gäste
Mir Preußens Königin.“

Sie kam — in weißem Kleide
So morgenlicht und schön;
Von Gold und von Geschmeide
War nichts an ihr zu sehn.
Wo Perlen strahlen sollten
Und Diademes Glanz,
Auf ihrem Haare golden
Lag ein Cyaneukranz.

Und huldigend ihr neigten
Sich Aller Herz und Sinn,
Der tief von Gott Gebeugten
Und dennoch — Königin!

Nur Er, der Eitle, Schmöde,
Sich dessen keins besann;
Mit eiskalt häm'scher Rede
Zur Hohen er begann:

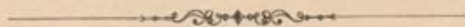
„Hat Preußen mir noch immer
Die Waffen nicht gestreckt,
Daß meines Festes Schimmer
Es noch mit Hohne necht?
Warum fehlt Eurem Haupte
Die Königskrone doch,
Die gnädig ich erlaubte
Zu tragen ferner noch?“

Traut Königin Luise
Der Schönheit Allgewalt,
Daß sie nur Bier wie diese
Leist ihrer Huldgestalt?
Die Bäurin mag zum Reigen
Im Kornblumenkranze gehn:
Dem Kaiser sich zu zeigen
Ist nichts zu reich und schön.“

Die Königin voll Adel
Sah auf den Niedren hin:
„Es treffe mich kein Tadel,
Daß ich so schmucklos bin.
Mehr Schmuck, als Ihr gedenket,
Hab' ich heut aufgewandt;
Was Eure Augen kränket,
Uns ist's ein theures Pfand.

„Seit Euer Ross zerstampfet
Des Landmanns einzig Gut;
Das Lagerfeuer dampfet,
Wo sonst der Hirte ruht;
Seit Eure blut'gen Fahnen
Sich blähen in jedem Gau:
Sind Mehrgold, Cyanen
Uns eine seltne Schau.

„Mit meinem Volk zu leiden
Ist meine Bier und Ehr';
In Armuth mich zu kleiden
Fällt mir nicht allzuschwer.
Wann Gott einst Siegestage
Der guten Sache zollt,
Dann seht, ob ich nicht trage
Auch wieder Kronengold.“



Felix Mendelssohn - Bartholdy.

Von J. Stieker.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

(Fortsetzung.)

Die beiden jungen Musiker klopfen nun an des Meisters Thüre, und ein lautes, rauhes „Herein“ tönte ihnen entgegen. In einem Qualm von Tabaksdampf saß Zelter, die lange Pfeife im Mund, die Schwannenfeder in der Hand, mit der er gewöhnlich zu schreiben pflegte, und ein Notenblatt vor sich, an seinem Flügel. Alles bei ihm hatte riesige Dimensionen, wie seine eigne Gestalt. Seine Morgen-toilette war der Art, daß sie gewiß die Lachlust der

bestätiget gefunden hätten. Da nun die Matthäus-Passion unbestritten als das größte deutsche Musikwerk anerkannt werden müsse, so erachteten sie es als Pflicht, dasselbe wieder zu lebendiger Wirkung zu bringen, damit auch die lebende Generation sich daran erfreuen und erbauen möge. Zu diesem Zwecke möchten sie sich nun seine Erlaubniß und Unterstützung erbitten, um mit Hilfe der Singakademie eine öffentliche Aufführung zu veranstalten.



Eintretenden erregt hätte, wären sie nicht von ihrer Mission so ernstlich hingenommen gewesen. Den Kopf mit den zurückgestrichenen, etwas wirren weißen Haaren nach der Thüre wendend, rief er: „I, sieh da! schon so früh zwei solch schöne, junge Leute! Nun, was verschafft mir denn die Ehre? Hier, Platz genommen!“ — Dabei setzte er sich auf sein, in einem Winkel des Zimmers stehendes Sofa, und bedeutete den Beiden, sich Stühle herbeizuholen. Diese begannen nun in wohl überlegten Worten ihr Anliegen vorzutragen: wie sie durch ihn Sebastian Bach's Werke zuerst kennen gelernt, in seinen Freitags-Musiken und später im Mendelssohn'schen Hause sie weiter studirt und bei innigerem Verständniß sein eignes oft gehörtes Urtheil darüber mehr und mehr

Deutsche Jugend. XIII.

„So —“ erwiderte Zelter gedehnt. „Ja, dazu gehört mehr, als wir heut zu Tage leisten können. Meint ihr vielleicht, sonst hätten wir auf euch Zwei gewartet, und wären nicht selbst so geschickt gewesen?“ — Bei diesen Worten stand er auf und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu schreiten, — was immer ein Zeichen seiner Ungeduld war, — indem er alle Schwierigkeiten aufzählte, die in seinen Augen das Unternehmen unmöglich erscheinen ließen.

Jede erhobene Einwendung, wie z. B., daß die Singakademie durch ihn ja bereits schon theilweise mit dem Werke bekannt und so gut geschult sei; daß Felix durch ihn das Werk erhalten habe, und ihm die Anweisung zur Direktion verdanke u. s. f., machten, anstatt seinen Widerstand zu mildern,

ihn nur noch ärgerlicher, bis er endlich vor ihnen stehen blieb und losplakete: „So was soll man geduldig anhören! Haben sich's ganz andere Leute müssen vergehen lassen diese Arbeit zu unternehmen, und da kommen mir ein Paar solcher Buben, solcher“ . . . und nun folgten noch einige, durchaus nicht schmeichelhafte, derbe Prädikate. Felix war leichenbläß geworden, zupfte seinen Leidensgenossen am Rocke und griff nach der Thürklinke, während Zelter ihnen brummend den Rücken zuwandte und große Rauchwolken aus seiner Pfeife blies. Devrient aber ermahnte leise, nur auszuharren, das Schlimmste sei ja bereits vorüber, nachdem das Wetter sich entladen. — Und er hatte Recht. Nach einer kleinen Pause wendete sich der alte Herr um, und ganz nahe an sie herantretend, fragte er: „Nun, sagt nur einmal, wie wollt ihr denn das machen? Ihr denkt ja an gar nichts, wißt nicht was das heißt, so viele Leute unter einen Hut zu bringen.“ Felix erwiderte schüchtern: es handle sich ja vorerst nur um den Versuch, ob sich das Unternehmen durchsetzen lasse; gelänge es nicht, könne man diesen immer ohne Schande wieder aufgeben. Devrient fügte hinzu, daß er glaube, auf die Bereitwilligkeit der Mitglieder der Singakademie sicher rechnen zu dürfen.

„Ja, die Mitglieder!“ rief Zelter. „Da sollt ihr sehen, was das heißt; heute kommen euch ihrer zehn zur Probe, und morgen bleiben euch zwanzig davon weg.“ Dazu lachte der alte Niese mit seiner Bärenstimme, und die beiden Freunde lachten herzlich mit, denn sie wußten jetzt, daß sie die Partie gewonnen hatten. Zelter ließ sich nun von Felix noch seinen Plan mit den Vorübungen auseinandersetzen, dann sagte er: „Na, ich will euch nicht entgegen sein, — auch zum Guten sprechen, wo's Noth thut. Geht denn in Gottes Namen daran, wollen sehen, was draus wird.“ —

Dankbar und hoch erfreut schieden die beiden Musiker von ihrem alten Meister. — „Na, höre,“ sagte Felix aufathmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, als sie auf die Straße kamen, — „das war mal eine heiße Stunde.“ „„Ja wohl““, erwiderte sein Begleiter lachend, „„aber für solchen Zweck konnten wir uns schon einige derbe Kraftausdrücke von unserm alten Lehrer gefallen lassen; hat Zelter ja doch einen Freibrief für alle Grobheit.““

Man ging nun rasch und eifrig an's Werk. — Die Schwierigkeiten minderten sich in dem Maße, als die Theilnahme an dem Unternehmen wuchs. Nicht nur die Mitglieder der Singakademie, auch die ersten Sänger und Sängerinnen der kgl. Hofka-

pelle wetteiferten, das Ihrige zum Gelingen desselben beizutragen. Musiker und Kenner drängten sich schon zu den Proben, um die Komposition genauer kennen zu lernen, und immer mehr staunte man über die Großartigkeit des Werkes, die Fülle der Melodien und den reichen Ausdruck der Empfindung. Das alles hatte man ja von dem alten Bach gar nicht erwartet, den man bis dahin für so veraltet betrachtete, wie seine längst außer Mode gekommene Puderperücke.

So lange das Orchester nicht dabei war, hatte Felix die ganze Arbeit der Direktion und der Klavier-Begleitung auf sich genommen, wobei noch das Kunststück durchgeführt werden mußte, daß er mit der linken Hand allein die ganze Begleitung spielte, während er mit der Rechten den Taktstock führte. Bei den großen Proben erschien jedes Mal auch Zelter, dessen Gegenwart zu erhöhtem Eifer anspornte. Er berichtet darüber auch an Goethe, der ihm darauf erwidert: „Bei Deiner Mittheilung über die Aufführung des Bach'schen Niesenwerkes war es mir, als ob ich das Meer von ferne brausen hörte. Was Du an Felix erlebst, gönne ich Dir von Herzen; mir ist es unter meinen vielen Schülern kaum mit wenigen so wohl geworden.“

Am 11. März 1829, nur drei Monate nach dem entscheidenden Besuch bei Zelter, kam die erste Aufführung wirklich zu Stande. Der Saal war gedrängt voll, aber eine tiefe, andächtige Stille herrschte in dem weiten Raume. Es war, als hätte sich der Concertsaal in eine Kirche verwandelt. Selten hat wohl eine weihvollere Stimmung eine so große Versammlung beherrscht, als sie an jenem Abend sowohl Zuhörer als Mitwirkende erfüllte. Nahezu vierhundert Sänger bildeten die beiden Chöre. Der größere Theil des Orchesters bestand aus Dilettanten des philharmonischen Vereins. — Diese schwierige Aufgabe löste der kaum zwanzigjährige Felix mit einer Sicherheit, Ruhe und Präzision, als wäre er ein seit Jahren geübter Kapellmeister. Was er hiebei geleistet, um den Wunderbau dieses Werkes in seiner ganzen Pracht erkennen zu lassen, das ist eben so denkwürdig und folgenreich als das ganze Unternehmen. Diese Aufführung war ein Ereigniß, nicht nur für Berlin, sondern für die ganze musikalische Welt. Gerade hundert Jahre waren vergangen, seit dieses größte Werk christlicher Tonkunst zum letzten Male gehört worden war. — Es der Vergessenheit entrissen und zum neuen Leben erweckt zu haben, ist ein Verdienst, welches Mendelssohn den Dank der Musikwelt für alle Zeiten sichert.

Schon zehn Tage später, den 21. März, mußte

auf dringendes Verlangen eine Wiederholung stattfinden. Die nächstfolgende dirigierte, in Mendelssohns Abwesenheit, Zelter selbst.

Durch dieses Meisterstück hatte Felix seinem Vater bewiesen, was dieser ihm bei der Wahl seines Berufes zur unerläßlichen Bedingung gemacht, daß er mit seiner Kunst nicht nur Ehre und Ruhm, sondern auch seinen Lebensunterhalt erwerben müsse, und konnte nun getrost seine schon länger projektirte Reise nach England antreten.

Mendelssohn war nun zwanzig Jahre alt. Wie er in seiner Kunst bereits eine bestimmte Richtung gefunden hatte, so waren auch seine persönlichen Eigenschaften im Wesentlichen schon fest ausgeprägt.

Von mittelgroßem, feinem, schlankem Körperbau, dabei von außergewöhnlicher Muskelkraft, ein rüstiger Turner, Schwimmer, Reiter, Fußgänger und Tänzer, war er doch von ausnehmend zarter Reizbarkeit. Große Aufregungen konnten ihn bis zum Irrededen bringen, von dem nur sein todähnlicher, fester Schlaf ihn wieder herstellte. Die rastlose Thätigkeit, zu der seine Mutter ihn frühe gewöhnt hatte, war ihm zur zweiten Natur geworden. Ein eigentliches „Ausruhen“ kannte er nicht. Unthätig zu sein, oder die Zeit müßig zu verplandern, hielt er nicht lange aus. Ein feines Rechtsgefühl und inniges Wohlwollen, das sich auch auf die Thiere erstreckte, war ein Grundzug seines Charakters. Wo er nützen konnte durch Rath und That, hat wohl kaum Jemand eine Fehlbitte an ihn gethan.

Nur selten hörte man ihn einen Tadel aussprechen. Wurde sein Urtheil von jungen Künstlern über ihre eigenen Arbeiten verlangt, so wußte er mit liebenswürdiger Geschicklichkeit Alles, was er daran lobenswerth fand, hervorzuheben, und erst dann, mit möglichster Schonung, aber stets klar und bestimmt, die Fehler zu bezeichnen. Dagegen war er von großer Strenge und Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst, sowohl als Künstler wie als Mensch. Es war ihm Ernst mit Allem was er that. Alles so gut zu machen, wie er es nur immer vermochte, erschien ihm als ein Gebot der Pflicht.

Die innige Liebe und Anhänglichkeit, die er zeitlebens seiner ganzen Familie bewahrte, die unbegrenzte Ehrfurcht gegen seine Eltern hatten etwas Rührendes und Herzgewinnendes für jeden, der ihn näher kannte. Wenn er sich, ferne von der Heimath, in einem kleinen Freundeszirkel recht behaglich fühlte, konnte er plötzlich ausrufen: „Wenn doch nur meine Mutter sehen könnte, wie gut mir's

geht.“ — Wenn man sein Spiel bewunderte, erwiderte er häufig: „Ich wollte nur, Sie könnten meine Schwester Fanny hören.“ — Dann erzählte er von Fanny's eminentem musikalischen Talente, von ihrem klaren Verstande, ihrem herrlichen Gemüthe, und wie viel er ihrem Einfluß verdanke.

So ernst und strenge Mendelssohn im Allgemeinen wie im Einzelnen das Leben und seine Pflichten auffaßte, so war er doch im Umgang freundlich heiter, einfach und frei von jeder Annäherung, die ihm wie alles Unehliche und Affektirte gründlich zuwider war. Wo er fühlte, daß sein Spiel eine wahre, echte Freude erregte, war er von unermüdlicher Gefälligkeit und wurde dabei immer freundlicher und zutraulicher; weniger behaglich fühlte er sich in großen Gesellschaften, vorzüglich wenn man mit ihm, wie er sagte, „Parade“ machen wollte. Scherzhaft pflegte er bei solchen Gelegenheiten, wenn man ihn fragte, wie er sich unterhalten habe, zu antworten: „Mein Gott, ich war eben wieder das Rhinoceros, das als Merkwürdigkeit vorgeführt wurde, und da hört bei mir schon alle Behaglichkeit auf! — Und dann soll der Mensch, wenn er sechzig- oder siebzimal vorgestellt worden und jedes Mal seine pflichtschuldigste Verbeugung gemacht hat, zuletzt noch phantasieren! Wo sollen da die guten Gedanken herkommen?“ — Aber, sie kamen eben doch, und niemals hat man Mendelssohn vergebens gebeten, einen Abend durch sein Spiel zu verherrlichen, auch wenn er es mit innerem Widerstreben that. —

Felix begab sich nun auf Reisen. Ende April 1829 langte er in London an. Wie er auch dort seine Zeit benützte, um alles Interessante möglichst gründlich zu sehen, bald den Parlamentsverhandlungen, bald den Proben und der Aufführung von Händels Messias beiwohnte, das bezeugen seine Briefe.

Er selbst erregte großes Aufsehen in London. Die Musikkenner waren von der Meisterchaft des zwanzigjährigen Künstlers höchlich überrascht. In den vornehmen Kreisen imponirte es, daß Mendelssohn, nicht wie die andern Virtuosen, in großen Gesellschaften gegen hohes Honorar spielte, sondern nur als Gast und zur Gesellschaft gehörend seine Kunstleistungen aus Gefälligkeit gewährte. Ueber die Absonderung, welche die bezahlten Virtuosen, darunter Künstler und Künstlerinnen allerersten Ranges, in diesen Zirkeln sich mußten gefallen lassen, war Felix ganz empört, und konnte es nie vergessen, wie er dieselben förmlich ausgestoßen, am untersten Ende des Saales hatte sitzen sehen.

Nachdem die glänzende Saison in London vorüber war, wollte Felix auch noch Schottland mit seinen Bergen und Seen kennen lernen, und reiste in Begleitung seines Freundes Klingemann Mitte September dahin ab. Er zeichnete dort mehrere Skizzen, so viel als Nebel und Regen es eben gestatteten. Auch die Hebriden besuchten die Freunde; der tiefe Eindruck, den diese einsamen Inseln auf Felix machten, wurde die Veranlassung zu dem originellen Orchesterstück, welches er bald darauf komponirte und nach jener Inselgruppe benannte.

Nach London zurückgekehrt, rüstete er sich zur Heimreise, aber gerade am Vorabende des dazu bestimmten Tages begegnete ihm der Unfall, mit einem Cabriolet auf dem Straßenpflaster umgeworfen

Berlin, noch mühsam am Stocke gehend; die Freude des Wiedersehens und die Vorbereitungen zu dem ihm so wichtigen, ja heiligen Feste ließen ihn aber größtentheils die Beschwerden vergessen. Das Liederpiel wurde von den drei Geschwistern und einigen Freunden einstudirt. Felix mußte die Direktion übernehmen. Am Festabende — dem 22. Dezbr. 1829, — wurde in möglichster Eile der Gartensalon des Mendelssohn'schen Hauses zum Theater umgeschaffen, und die Aufführung fand dort zum großen Jubel aller Anwesenden glücklich statt. Man drang in Felix, das Liederpiel auch öffentlich aufzuführen zu lassen, und selbst seine Mutter unterstützte diese Ansicht. Felix aber, sonst immer bereit ihren Wünschen nachzukommen, widersetzte sich standhaft



zu werden und sich schwer am Knie zu verletzen. Er lag mehrere Wochen schwer darnieder; zu den körperlichen Schmerzen gesellte sich nun noch das Heimweh, eine schmerzliche Sehnsucht nach dem lieben Elternhaus. Er ließ sich zum Troste Mantel und Reisemütze gegenüber von seinem Bette aufhängen, oft aber beschlich ihn der traurige Gedanke, daß er sie nie mehr werde benützen können und vielleicht, wie der von ihm so hoch verehrte Weber in London sterben müsse. Aber der Segen der gewohnten Thätigkeit machte sich ihm auch in diesen schweren Tagen fühlbar. Er komponirte auf seinem Schmerzenslager ein Singspiel zur bevorstehenden silbernen Hochzeit seiner Eltern. „Auf diese Weise“, schreibt er hierüber an einen Freund, „verkehre ich fortan mit meinen Lieben, bald mit jedem einzeln, dann wieder mit allen zugleich.“

Erst Mitte November kam Felix wieder nach

dieser Zumuthung, indem er erklärte, daß er das Werk, welches er so ausschließlich für das ihm so heilige Familienfest geschrieben habe, nimmermehr der Oeffentlichkeit übergeben könne.

So unterblieb es denn auch, so lange er lebte; nach seinem Tode kam es mit einigen Aenderungen zur Aufführung.

Felix verbrachte nun einen glücklichen, vergnügten Winter im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Ueberall, wo er hinkam, wurde er mit offenen Armen empfangen; er war die Zierde der glänzendsten, vornehmsten Zirkel, die er aber mehr vermied als aussuchte, und zugleich der angebetete Spielfkamerad aller Kinder seiner Freunde, mit denen er sich so ausgelassen herumtrieb, als sei er selbst wieder der zwölfjährige Knabe.

Trotz aller Geselligkeit arbeitete er fleißig. Eine

Symphonie und die genannte Ouvertüre „Die Hebriden“ entstanden in diesem Winter. —

Die eigens in Aussicht auf ihn an der Universität geschaffene Stelle eines Professors der Tonkunst lehnte er ab, indem er erklärte, er fühle, daß er auf diesem Felde das in ihn gesetzte Vertrauen nicht rechtfertigen könnte. Dagegen bemühte er sich dieselbe einem Freunde zu verschaffen, der ihm dazu mehr Beruf zu haben schien und der sie auf seine Verwendung denn auch erhielt.

Vater Mendelssohn, wie schwer er sich selbst von Felix trennte, erachtete es nun für durchaus nöthig, daß derselbe auf längere Zeit das Elternhaus und die Heimath verlasse, theils um die Welt zu sehen, theils auch um den Schmeicheleien und Huldigungen zu entgehen, deren Gegenstand er durch seine Kunst und seine persönlichen Eigenschaften mehr und mehr geworden war. Auch Zelter unterstützte diese Ansicht aus allen Kräften im Interesse seines Lieblings. So wurde denn beschlossen, daß Felix eine Reise durch Süddeutschland nach Italien antreten solle, deren Dauer auf mindestens ein Jahr anberaunt war. Die Abreise fand denn auch im Frühling 1830 statt.

Die erste Station machte unser Reisender in Weimar, wo er zwei Tage zu verweilen gedachte, um seinen väterlichen Freund und Gönner noch zu begrüßen. Bei Goethes hohem Alter lag ihm dieser Wunsch doppelt am Herzen, besonders vor einer so langen Abwesenheit. Goethe, durch Zelter bereits von dem Besuch in Kenntniß gesetzt, empfing ihn mit der größten Herzlichkeit, redete aber den nun zum Jünglinge herangereiften Liebbling mit Sie an.

Auf dessen Bitte, ihm das trauliche Du nicht zu entziehen, erwiderte Goethe, dann könne aber von einem nur zweitägigen Aufenthalt nicht die Rede sein. Ueberhaupt habe er viel und vernünftig mit ihm zu reden. Dann mußte ihm Mendelssohn vorspielen, und Goethe meinte, wie das sonderbar wäre, daß er so lange keine Musik gehört habe, und nun gar nicht wisse, wie inzwischen das alles fortgeschritten sei. — Am andern Morgen ließ er einen Maler kommen, um Felix für seine Sammlung zu zeichnen. Jeden Vormittag sollte ihm derselbe eine „Musikstunde“ geben, die darin bestand, daß er ihm Stücke von allen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, vorspielen und erklären mußte. Dabei saß der Dichter in einer dunklen Ecke, und Niemand durfte ihn stören. Seine Bewunderung pflegte er mit dem Ausruf: „Ganz stupend!“ auszudrücken. Jeden Mittag und Abend war Felix bei ihm zu Tische; von seiner Abreise wollte er gar

nichts hören. „Was fällt euch denn ein?“ rief er, so oft die Rede darauf kam. „Ich muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu reden, und noch Vieles von ihm lernen.“

„Als er mir das sagte,“ schreibt Felix an seine Schwester Fanny, „und hinzusetzte, er habe noch Vieles auf dem Herzen, worüber ich ihn aufklären müsse“, da antwortete ich: „O ja! es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein. Dester aber geht es wohl umgekehrt mit dem Lernen und Aufklären!“

Nach Tische pflegte Goethe dann eine Stunde mit Felix in seinem Zimmer sitzen zu bleiben und fast ununterbrochen zu sprechen, theils über Bücher, theils über bedeutende Menschen, die er gekannt hatte, oder über Kupferstiche, die er herbeiholte, auch wohl aus seiner eigenen Jugend zu erzählen. „Es waren Stunden und Gespräche,“ schreibt Felix an seine Eltern, „die man gewiß sein ganzes Leben nicht vergißt.“ —

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar trat Felix endlich die Weiterreise an. Als er am 3. Juni Morgens in Goethes Zimmer kam, um Abschied zu nehmen, saß dieser vor einer Mappe mit Kupferstichen. „Ja, ja,“ sagte der Dichtergreis, „da gehst du nun fort; — wollen sehen, ob wir uns aufrecht halten bis zu deiner Rückkehr; aber ohne Frömmigkeit wollen wir doch nicht von einander scheiden, und darum dein Lieblingsbild noch einmal eingehend betrachten.“

Es war dieß eine betende Familie von Ostade, an der Felix schon bei seinem ersten Besuch als Knabe so großes Wohlgefallen geäußert hatte. Hierauf küßte er ihn und forderte ihn auf, ihm öfter und recht ausführlich zu schreiben, und seine Erlebnisse mitzutheilen. — Es war das letzte Mal, daß er das Antlitz des großen Dichters sah. —

Von Weimar reiste Felix ohne Unterbrechung nach München, von wo aus er an Goethe berichtet, welche freundliche Aufnahme er in Folge seiner Empfehlung überall gefunden habe. Er schildert das Leben und die Künstler in München, sowie all das Großartige, was auf König Ludwigs Anregung und Geheiß daselbst entstanden, oder noch im Entstehen begriffen war.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in München setzte er zunächst seine Reise über Salzburg und Ischl nach Wien fort, und erzählt in seinen Briefen in der heitersten Weise seine kleinen Mißgeschick und Reiseabenteuer. Dann schildert er die Festlichkeiten bei der Königskrönung in Preßburg und die dabei entfaltete Pracht, wo die Pferde mit goldenen Ketten behangen und die

Geschirre derselben mit Edelsteinen aller Art besetzt waren; von den fürstlichen und gräflichen Reitern nicht zu reden, die mit Gold und Juwelen bedeckt, in Sammt und Seide prangten.

In Venedig angekommen, schreibt Felix nach Hause: „Das ist Italien! Was ich, so lange ich denken kann, als höchste Lebensfreude gedacht habe, das ist nun angefangen und ich genieße es. Da drängt es mich denn gleich an Euch zu schreiben, liebe Eltern, und Euch zu danken, die Ihr mir dieses ganze Glück schenkt; o, wie möchte ich Euch alle, alle zu mir wünschen.“

Mit gesteigertem Interesse setzte nun Felix seine Reise über Mailand, Genua und Florenz nach Rom fort, wo er am 1. November in früher Morgenstunde anlangte. „Gerne möchte ich Euch sagen,“ schreibt er, „wie die großartige Umgebung hier auf mich einwirkt; aber das wird mir schwer. Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seit ich hier bin. Erst war ich so voll Ungeduld und Eile vorwärts zu kommen; jetzt ist mir's so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe, wie ich's Euch gar nicht beschreiben kann. — Ich fühle mich so glücklich und gesund, wie seit lange nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang darnach, daß ich wohl noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgefetzt hatte. Wenn nun Gott mir die Fortdauer dieses Glückes schenkt, so sehe ich dem schönsten, reichsten Winter entgegen.“ —

Nachdem er seine Wohnung und Hausgenossen geschildert, fährt er fort: „Nach dem Frühstück geht es an's Arbeiten, da spiele und komponire ich bis gegen Mittag. Dann liegt das ganze unermessliche Rom wie eine Aufgabe vor mir. Ich gehe dabei langsam zu Werke und wähle mir täglich etwas Anderes, Weltgeschichtliches aus — gehe einmal nach den Trümmern der alten Stadt, ein ander Mal nach dem Kapitol, nach St. Peter oder dem Vatikan, das macht mir jeden Tag unvergeßlich, und indem ich mir Zeit nehme, halte ich jeden Eindruck fester und stärker. So macht mir denn jede meiner Beschäftigungen die reinste Freude, und ich kann sagen, ein Genuß löst den andern ab.“ —

Diese geregelte Zeiteintheilung, inmitten der so mächtig auf ihn einwirkenden Eindrücke, ist ganz bezeichnend für Mendelssohn als ein Akt der ihm wie wenigen so genialen Menschen, eigenen Selbstbeherrschung.

Von Rom aus sandte Felix wieder an Goethe einen ausführlichen Bericht über Kunst und Künstler — eine heitere und bewegte Schilderung von dem Leben und Treiben der deutschen Maler.

Ein Brief an seine Geschwister vom 22. November gibt ein schönes Bild seiner kindlichen Pietät und des herzlichen Verhältnisses der Geschwister. Er schreibt: „Ihr wißt, wie sehr ich es hasse auf 200 Meilen weit guten Rath zu geben; muß es nun aber doch selbst einmal thun. Ich glaube nämlich, Ihr macht einen Fehler im Betragen, den auch ich einmal gemacht habe. Nie habe ich nämlich Vater so verstimmt schreiben sehen, wie seit ich hier in Rom bin. Da wollte ich Euch denn fragen, ob Ihr das nicht vielleicht durch einige Hausmittel ein wenig lindern könnt? Ich meine so, durch Schonen und Nachgeben und dadurch, daß Ihr von den Sachen die Seite, die der Vater gerne hat, mehr vortehrt als die andere, Vieles, was ihn ärgert, ganz verschweigt und z. B. statt: schändlich sagt: unangenehm, oder statt: prachtvoll, hübsch. Es hilft das zuweilen unglaublich viel, und ich möchte daher leise anfragen, ob nicht auch vielleicht in diesem Falle? Ich erinnere mich, damals als ich meine musikalische Thätigkeit auf meinem eigenen Wege anfang, war Vater auch fortwährend in übelster Laune, und schalt auf Beethoven und alle „Phantasten“, und betrübte mich oft dadurch. Es kam aber damals etwas Neues, das war dem Vater nicht ganz recht und sogar etwas ängstlich. So lange ich nun meinen Beethoven pries und erhob, wurde das Uebel immer ärger und ich einmal sogar vom Tische gewiesen. Da fiel mir aber ein, ich könnte doch sehr viel Wahrheit sprechen, nur nicht gerade die, welche Vater nicht leiden kann. Von da an wurde es besser und bald ganz gut. Vielleicht habt Ihr auch ein bißchen vergessen, daß Ihr hie und da schonen müßt, und daß es an uns allen ist, ihm auch einmal nachzugeben, — sei das Recht noch so sehr auf unserer Seite, — wie er es so oft gegen uns gethan. So lobt denn ein wenig, was er gerne hat, und tadelt nicht, was ihm an's Herz gewachsen ist, namentlich nicht Altes, Bestehendes. Zieht mir den Vater immer hübsch in Euren Kreis, kurz, sucht auszuglätten und auszugleichen, und bedenkt, daß ich — ein gereifter Weltmann — noch nie eine Familie gefunden habe, die, alle Schwächen, Verdrießlichkeiten und Fehler eingerechnet, so glücklich gewesen wäre als wir bis jetzt. — Antwortet mir nicht hierauf, denn das kommt erst in vier Wochen*) an, und bis dahin gibt es wieder etwas Neues. Ueberhaupt: findet Ihr, was ich gesagt habe, dumm, so will ich keine

*) Ein Brief von Rom nach Berlin war mindestens 14 Tage unterwegs.

geistigen Prügel von Euch; habe ich Recht, so befolgt meine guten Lehren.“ —

Ueber Thorwaldsen, den er in Rom kennen gelernt, schreibt Mendelssohn: „Es erquickt mich, wenn ich nur sein Gesicht ansehe; man fühlt es gleich, daß er ein herrlicher Mensch und großer Künstler sein muß. Es ist für mich ein wahrer Genuß, einen so großen Mann zu sehen und dabei zu denken, daß der Urheber von Dingen, die unvergänglich sind, in seinem Leben und mit seiner Eigenthümlichkeit vor mir steht, und ein Mensch ist, wie die andern eben auch.“ —

Nachdem Felix die großartigen Trauerfeierlichkeiten nach dem Tode des Papstes Pius VIII., die Wahl und Krönung des neuen Papstes Gregor XVI., dann den so berühmten römischen Carneval, und darauf die heilige Woche und Osterfeier miterlebt hatte, verließ er Rom und wandte sich nach Neapel, wo er sich mit „täglich erneueter Entzücken“ der herrlichen Natur erfreute. Seinen Wunsch und Plan, auch Sicilien zu sehen, brachte er, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Willen des Vaters zum Opfer.

„Deine Vorschriften haben bis jetzt immer so sehr mit meinen Wünschen übereingestimmt,“ schreibt er, „daß ich gewiß die erste Gelegenheit, Dir auch gegen meinen augenblicklichen Wunsch gehorsam zu sein, nicht vorbeigehen lassen werde; und somit habe ich denn Sicilien von meiner Reiseroute gestrichen.“

Was bei all der wunderbaren Herrlichkeit Mendelssohn den Aufenthalt in diesem paradiesischen Lande trübte, war die unbefreibliche Trägheit der Bevölkerung und der Anblick der Galeerenflaven, der vielen Krüppel, Blinden und Bettler. Auf einem Spaziergang in der Umgegend sah er sich einmal plötzlich von einer Schaar Kinder umringt, dreißig bis vierzig an der Zahl, die alle ihr gewohntes „Murio di fame!“ (Ich sterbe vor Hunger!) ihm zuriefen, indem sie sich dabei auf die Kinnsbacken klopfen, um zu zeigen, daß sie nichts zu beißen hätten.

In den ersten Juni-Tagen nach Rom zurückgekehrt, verweilte er dort noch bis gegen Ende desselben Monats, und trat dann die Rückreise an. In Rom hatte er nebst einer namhaften Zahl von Liedern und Klavierstücken die „Erste Walpurgisnacht“ von Goethe, die Symphonie aus A dur, einige Psalmen und drei Marienlieder für Frauenstimmen komponirt, letztere für die Nonnen des Klosters auf Trinita de' monti in Rom. Als er eines Abends während des Ave Maria-Läutens in

der kleinen Kirche dieses Klosters die Nonnen singen hörte, natürlich ohne sie zu sehen, darunter gar liebliche sanfte Stimmen, beschloß er für dieselben einige Lieder zu schreiben, die er durch eine ihm und zugleich auch dem Kloster bekannte Dame den unsichtbaren, frommen Sängern zu stellen ließ. — In Mailand nahm er Abschied von dem schönen Lande, wandte sich nach der Schweiz, die er größtentheils zu Fuße durchwanderte, und kam Ende September wieder nach München, wo alle, die ihn bei seinem früheren, kurzen Aufenthalt kennen gelernt hatten, ihn jubelnd begrüßten. — Man drang nun in ihn öffentlich zu spielen; und obgleich ungern, willigte er endlich ein, unter der Bedingung, daß die musikalischen Freunde ihm behilflich sein wollten, ein Concert zum Besten der Armen zu veranstalten. Am 17. Oktober 1831 fand dasselbe im großen Odeonsale unter der lebhaftesten Theilnahme des ganzen, ungewöhnlich zahlreich versammelten Publicums und in Gegenwart der königlichen Familie statt. Mendelssohn brachte seinen Sommernachtstraum und seine C moll-Symphonie zur Aufführung und spielte zwei Klavierstücke, ein Concert von Beethoven und eines von seiner eigenen Composition, zum Schlusse eine freie Fantasie über ein ihm vom König gegebenes Thema. Bei seinem jedesmaligen Erscheinen sowie nach jedem Stück begrüßte ihn lautes anhaltendes Klatschen und Bravorufen. Während des Zwischenaktes unterhielt sich der König lebhaft mit ihm, und wenige Tage darauf mußte er bei Hofe spielen. Bald war Felix der Liebling der ganzen Münchner gebildeten Gesellschaft. Es galt nur immer, wer ihn bei sich sehen und seiner habhaft werden konnte. Hätte er sich vervielfachen können, er wäre doch wohl kaum einen Abend allein gewesen. War es ja auch nicht nur der gefeierte Künstler, sondern einer der besten, liebenswürdigsten Menschen, den man schon seiner Persönlichkeit wegen aufsuchte und liebte. Auch er fühlte sich behaglich und weilte gerne in München, das er mit dem festen Vorhaben und Versprechen „bald wiederzukommen“ verließ.

In allen seinen Briefen an die Münchner Freunde wiederholt er dasselbe. „Bei all meinen Plänen“, schreibt er, steht mir immer München mit seinen zwei runden braunen Thürmen obenan.“ Aber es blieb beim Vorsatz — München sah ihn nicht mehr wieder!

Das eigenthümlich Fesselnde in Mendelssohns Klavierspiel bestand nicht allein in seiner großen Fertigkeit, Ausdauer und Energie, sondern in seiner

getreuen Wiedergabe der Individualität jedes Meisters, dessen Werk er eben vortrug. „Er gab“, sagt ein sachverständiger Freund, eine musikalische Offenbarung, es war die Sprache des Geistes zum Geiste, weshalb er denn auch nur bedeutende Musik spielte.“

Von München reiste Mendelssohn nach Düsseldorf, um dort mit dem Dichter Zimmermann sich wegen des Textes zu einer Oper, die er für München schreiben sollte, zu besprechen, zu welcher er Shakespeares Sturm gewählt hatte.

Von Düsseldorf reiste er nach Paris. Die politische Aufregung, die daselbst herrschte, lähmte, wie er schreibt, seine musikalische Thätigkeit, die er Anfangs ziemlich auf's „Anhören von Musik“ beschränken mußte, später aber um so reger wieder aufnahm. Mitten in diesem bunten Treiben erhielt er die Nachricht von dem Tode seines ihm so theuren Freundes Eduard Richz, eines ausgezeichneten Violinspielers, und bald darauf die Kunde von Goethes Tod.

„Goethes Verlust“, schreibt er hierüber an seine Mutter, „ist eine Nachricht, die einen wieder so arm macht! eine von den Botschaften, deren ich manche schon hier bekommen habe, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Saufen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird.“

Inzwischen war die Cholera in Paris ausgebrochen und die Eltern mahnten zur Abreise. — Felix hatte bereits einen Anfall dieser Krankheit durchgemacht, als er Mitte April die glänzende Hauptstadt Frankreichs verließ, um sich noch für einige Wochen nach London zu begeben, wo in-

zwischen sein Bruder Paul eine Stelle angenommen hatte. In einem Concerte der Philharmonischen Gesellschaft, dem Felix nur als Zuhörer beizuhören wollte, begab er sich, nachdem er in einer Loge eine Symphonie von Beethoven mit angehört, in den Saal, um einige Freunde zu begrüßen. Da ruft eine Stimme: „There is Mendelssohn!“ (Da ist Mendelssohn!) und darauf fing Alles an zu klatschen und zu schreien: „Welcome to him!“ Man hörte nicht auf, bis er selbst auf das Orchester hinausstieg, um die Versammlung zu begrüßen und ihr zu danken.

Während Felix schon seine Vorbereitungen zur Rückkehr in die Heimath und zu seinen Lieben zu treffen im Begriffe war, erhielt er noch die Nachricht, daß auch sein väterlicher Freund und Lehrer, der alte Zelter, gestorben sei. Er hatte, wie er es vorausgesagt, Goethe nur um einige Wochen überlebt.

Diese Mittheilung erschütterte Felix so sehr, daß seine Freunde befürchteten, er möchte ernstlich erkranken, und sich deshalb seiner Abreise widersetzen. Einige Tage Landaufenthalt stellten jedoch seine Gesundheit glücklich wieder her, und nachdem er noch in einem Concert seines Freundes Moscheles gespielt und das Versprechen „bald wieder zu kommen“ gegeben, trat er die Rückreise in die Heimath an, und traf Ende Juni, nach einer Abwesenheit von mehr als zwei Jahren, daselbst wieder ein.

Die Freude seiner Angehörigen und Freunde war unbeschreiblich, um so größer, weil sie den Wiederkehrenden, wenn auch bereichert an Kenntnissen und Erfahrungen, doch übrigens unverändert an Herz und Gesinnung wiederfanden.

(Schluß folgt.)

Die Schul' ist aus.

Von

Theodor Reinhardt.



ie Schul' ist aus!
 Wie drängt sich's hinaus!
 Wie drehn sich die Köpfschen,
 Wie wehen die Zöpschen,
 Wie geht's an ein Springen und Tanzen
 Mit Büchertaschen und Ranzen! —
 Nur eine steht mit bleichem Gesicht;
 Ach Gott, sie kann springen und tanzen nicht!

Sie lehnt an der Wand mit dem Rücken,
 Die Arme gestützt auf Krücken. —
 Die Sonne scheint in milder Pracht,
 Das Völkchen im Schulhof tollt und lacht:
 „Die Schul' ist aus, die Schul' ist aus!“ —
 Die kleine Liese hinkt nach Haus.
 Doch war mir, ich sähe schreiten
 Zwei Engel ihr zur Seiten. —

Der junge Schmetterling.

Märchen von

Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



„Nach,“ sagte die Schmetterlingspuppe, welche an einer Staupe von Wiesenschaumkraut hing, und da sprang sie auf. Die Puppe war schon sehr hübsch, nämlich ganz zart grün und mit einem Schimmer von Gold überzogen, aber der Schmetterling, der nun heraus kroch, war noch hübs-

sch der Schmetterling noch, denn er fühlte sich sehr matt. Endlich aber konnte er fliegen.

Das erste Mal flog er aus Angst. Er war nämlich in einem Garten ausgekrochen, in welchem zwei Kinder spielten, ein Knabe und ein Mädchen. Diese beiden nun kamen an der Wiesenschaumkraut-Staupe vorbei und da sah ihn plötzlich das kleine



scher. Er hatte zwar bloß ganz kleine Dingerchen von Flügeln, welche wie Lappchen hingen, aber sie sahen doch schon braunroth aus mit schwarzen Tupfen und einem zackigen, schwarz- und blaufstreifigen Rande, und als er anfing Athem zu holen, da konnte er merken, daß die Flügel bloß noch zusammen gefaltet waren, denn jetzt dehnten sie sich und wurden zuletzt ein Paar richtige Schmetterlingsflügel. Eine Weile

Mädchen und blieb stehen. „Pst!“ machte es und zog den Knaben am Kittel, indem es auf den Schmetterling zeigte. „Sieh nur, Gusti, das ist der allerschönste Schmetterling den es giebt.“

„Ah bah!“ sagte der Knabe; „es ist ja ein Fuchs; es giebt sehr viel kleine Füchse.“

„Dann ist es gewiß der aller-aller schönste kleine Fuchs, der in der Welt ist, das kannst du nur

glauben," sprach das kleine Mädchen, und nun spitzte es die Finger und kam auf den Zehen leise über das Gras geschlichen. Aber das kleine Mädchen hatte einen Schatten, und der Schatten kam vor ihm zum Schmetterling.

"Es wird mit einem Male so kalt," dachte dieser, "so kalt und so dunkel." Und nun kam die Angst über ihn, und ehe er recht wußte was er that, schwebte er über die Wiese hin.

Große und kleine Blumen sahen zu ihm hinauf und sprachen: „Bleibe!“ Aber der Schmetterling wollte fliegen, das gefiel ihm doch noch besser als die Blumen, und er flog bis er müde war. Um den Garten lief ein Plankezzaun, und an einer Stelle dicht bei diesem Zaun wuchsen große Nesselbüsche; dort setzte er sich zuletzt.

"Ich wäre gern geblieben, als das artige Ding zu mir kam, das mich so wunderschön fand," dachte der Schmetterling. „Die Blumen fanden mich gewiß auch schön, sonst hätten sie mich nicht bleiben heißen; aber sie wollten mir das nicht gleich so in das Gesicht sagen.“

Es schwirrte hinter ihm, und als er sich umsah, gewahrte er fünf Schmetterlinge auf einmal, welche Haschemännchen spielten. „Heda!“ rief der eine, „dort sitzt noch einer von der Familie. Das muß der jüngste sein.“ Und alle fünf flogen herunter und setzten sich zu dem neu ausgeschlüpften.

„Wo kommst du her?“ fragte einer.

„Von dort drüben," antwortete der junge Schmetterling.

„Du mußt uns den Ort zeigen; dort stehen ja gar keine Nesseln. Wir wollen zusammen hinsiegen.“

Und sie flogen über die Wiese zu dem Wiesen-schaumkraut, an welchem die Puppe gehangen hatte.

„Sehr merkwürdig," meinten die fünf Schmetterlinge. „Und ist doch ein richtiger Fuchs. Wie kann man nur so weit kriechen um sich einzupuppen! Es ist etwas ganz Apartes.“

„Ja, ich bin etwas ganz Apartes," sagte der junge Schmetterling. „Ein kleines Mädchen hat gesagt, ich wäre der aller-aller schönsten kleine Fuchs, der auf der Welt wäre; und ich glaub' es auch, denn alle Blumen auf der Wiese luden mich ein, bei ihnen zu bleiben.“

„Oha!“ lachten die fünf Schmetterlinge, „dieser Fraß hält sich für den schönsten Fuchs auf der Welt! Das müssen wir weiter erzählen. Alles muß kommen und dieses Wunder von einem Fuchs sehn!“ Und sie flogen fort, bis auf einen, der schon alt sein mußte, wenigstens hatten seine Flügel an man-

chen Stellen keine Farbe mehr und waren auch ein wenig zerrissen.

„Du bist wirklich schön," sprach er, „schon darum weil du jung bist. Aber du darfst es nicht zeigen, daß du es weißt, und du mußt dich ein wenig vor denen hüten, welche es dir sagen.“

Fort war er, und der kleine Schmetterling dachte ein Weilchen nach. „Jetzt weiß ich es," sagte er endlich: „er war bloß neidisch, weil er schon alt und häßlich war. Es ist so süß, wenn man bewundert wird, noch viel angenehmer, als wenn man fliegt, und ich liebe die Leute, welche mich bewundern.“ Und der Schmetterling schwang sich auf und schwebte die Wiese auf und nieder mit dem flatternden Flügelkleidchen, um sich von den anderen Faltern besehen zu lassen. Aber die Weißlinge, Augenfalter und was noch da war, kümmerten sich nicht um ihn; eigentlich war es schade, denn es waren ein Paar hübsche, himmelblaue Augenfalter darunter, mit denen hätte er gern Freundschaft geschlossen.

Er dachte an die Blumen, welche ihn eingeladen hatten, und ließ sich auf eine große Scabiose herunter. Er sagte dieser etwas Artiges über ihr Aussehen, und dann hielt er inne, in der Erwartung, daß sie nun von ihm zu sprechen anfangen würde. Aber sie sagte bloß, es thäte ihr leid, daß er zu spät käme, sie hätte für den Augenblick allen Honig vergeben; und als der Schmetterling fragte, ob sie ihn denn vorhin wegen des Honigs gerufen hätte, meinte die Scabiose verwundert: „Ja, warum denn sonst?“

„Dann kann ich ja wieder fliegen," sagte der Schmetterling empfindlich. Aber er blieb doch noch sitzen, denn es kam ein anderer Schmetterling auf ihn zugeflattert. Das war wieder ein Fuchs, ein richtiger Nesselfuchs. Derselbe schwebte ein Weilchen in seiner Nähe herum, und dann kam er auch auf die Scabiose. Er war gewiß auch noch jung, denn er war schüchtern. Aber endlich fing er an zu reden:

„Wie reizend du bist!" sagte er. „Darf ich mit dir fliegen? Ich möchte immer sein wo du bist.“

„Du bist sehr artig," antwortete der erste und legte die Flügel zierlich auseinander. „Du kannst mich betrachten soviel du willst, und auch ein wenig unterhalten. Es ist doch schade, daß man sich nicht selbst betrachten kann; ich möchte gern sehen, wie schön ich eigentlich bin.“

„Es geht," sprach der andere, „sehr gut geht es, komm nur mit mir.“ Und sie flogen zu einer glatten Kugel; angefichts eines Hauses mit einer

Beranda stand sie auf einem zarten Gestelle von Eisen im Kies. Der ganze Garten spiegelte sich in ihr, und je näher man kam, desto größer erblickte man sich. Die Schmetterlinge flatterten um die spiegelnde Kugel und das eitle kleine Geschöpf wiegte und drehte sich; es gefiel sich gar zu sehr. „Wie froh kann ich sein, daß ich kein Kohlweißling geworden bin!“ sagte es, indem es sich dicht unter die Kugel setzte und nach oben blickte, von wo ihm das braunrothe Kleidchen mit den schwarzen und blauen gezackten Kanten entgegenstrahlte. Es sah nicht einmal das kleine Mädchen, welches die Beranda-Treppe hernieder stieg. Aber der andre Schmetterling sah es. „Nimm dich in Acht!“ rief er ängstlich, „es kommt jemand der dich anfassen wird!“

„Ach,“ antwortete der erste, „das ist ja das kleine Mädchen wieder, welches mich so sehr liebt.“

Und das kleine Mädchen kam zur Kugel und sagte: „Jetzt werde ich ein Affe, und damit hielt es die Nase so dicht wie möglich zur Kugel hinauf. „Hu, wie gräßlich,“ lachte es. Mit einem Male erblickte es den Schmetterling.

„Gusti, Gusti, der Fuchs! ich glaube es ist wieder der schöne von vorhin.“

Und der Schmetterling flog auf und schwebte neckend um ihren Lockenkopf und um das ausgestreckte Händchen, und plötzlich setzte er sich auf ihre Finger. Das kleine Mädchen machte große, entzückte Augen; ganz leise ging es die Treppe hinauf in die Beranda.

„Seht mir, seht mir, wie reizend!“

In der Beranda saß eine ganze Gesellschaft, und alle sagten: „Das ist wirklich reizend, so etwas haben wir noch nie gesehen.“

Draußen flatterte der andere Schmetterling angstvoll um das Laub des wilden Weines, aber der, welcher drinnen war, hatte gar keine Angst. „Wie sie hungern sind,“ dachte er, und das Herzchen klopfte ihm vor Stolz. „Es ist unbeschreiblich süß, so gefeiert zu werden. Sie sehen auf nichts weiter als auf mich.“ Er schlug das Flügelkleidchen weit auseinander und kroch an dem Finger auf und nieder; er flog dem Vater auf die Hand und der Mutter auf den Strickstrumpf, und er nippte von dem Honig, der auf den Kaffeetisch getropft war. Dann kehrte er wieder zu dem kleinen Mädchen zurück.

„Bei mir ist er am liebsten,“ sagte das kleine Mädchen, und sie nahm die andre Hand und streichelte ganz leise mit dem Fingerchen über den Flügel. „Ach, das ist lustig, wie er abfährt! Meine Finger-
spitze sieht schon ganz wie der Flügel aus, und der

Flügel wird so durchsichtig, als ob er von Glas wäre.“ — —

Als der Schmetterling aus der Beranda flog, saß der Gespieler desselben traurig im Laube. „Du armer,“ sprach er. „Du scheinst nicht zu wissen, daß die Schönheit so vergänglich ist und daß man sich nicht anfassen lassen darf. Es ist gefährlich, sich bewundern zu lassen.“

„Aber süß!“ sagte der junge Schmetterling. „Ich kenne nichts süßeres; es ist noch süßer wie Honig.“ Und er sah mit glänzenden Augen über den Garten. „Komm mit mir,“ meinte er dann.

„Wohin willst du fliegen?“ fragte der andere.

„Hinaus,“ sprach jener. „Ueber den Zaun, in die Welt!“

„Ach — dort wohnen so viele Leute; willst du zu allen gehen, welche dich schön finden?“

„Ja,“ sagte der junge Schmetterling. „Gefeiert und bewundert will ich werden; ich kann nicht anders.“

„Ich will dich immer feiern und bewundern,“ sprach der zweite Schmetterling. „Ist dir das nicht genug? Du bist schon nicht mehr so schön wie du warst, und du wirst rasch ganz häßlich werden in der Welt.“

„Du meinst es gut, aber Ein Bewunderer ist zu wenig; es wird langweilig; in der Laube da drinnen schon wurde es mir zuletzt langweilig. Adieu mein Freund!“

Und der junge Schmetterling flog über den Garten und über den Planenzaun hinaus in die Welt. — —

Ein paar Tage nachher saß ein altes Bettelweib neben dem Planenzaun draußen im Graben und kaute an einem Stück Brot. Ein Schmetterling kam vom Acker herüber geflattert, sog an ein paar Blumen und wie er das Bettelweib erblickte, flog er ihm auf die Hand. Er sah jämmerlich aus; von den Flügelrändern war hier und da etwas abgezupft und die Flügel zeigten fast gar keine Farbe mehr, nur da, wo sie an den Leib gewachsen waren, glänzte noch ein herrliches Fleckchen Braunroth.

„Das ist ein armes Vieh,“ sprach das Bettelweib; „der hat auch schon was durchgemacht im Leben. Ja ja, Schönheit vergeht und das Schminken hilft auch nicht lange.“ Und sie sah mit ihren alten, rothen Augen vor sich hin, als ob allerlei vergessene Bilder und Erinnerungen vor denselben aufstiegen; manchmal lachte sie, und dann machte sie wieder ein blödes, trauriges Gesicht. Sie vergaß ganz das Brot und den Schmetterling. Endlich dachte sie doch wieder daran und warf ihn von

der Hand in das Gras. „Fort, du Gräuel!“ schrie sie, und nun biß sie wieder in das Brot.

Es war der arme junge Schmetterling, den sie in das Gras geschleudert hatte, derselbe, der einst so schön gewesen war.

Er flog aus dem Grase auf und über den Pflanzenzaun in den Garten. Die Blumen blühten noch auf der Wiese, und sie riefen ihn wie einst, aber das war ihm jetzt gleichgültig. Die flatternden Schmetterlinge aber sahen jetzt auch auf ihn, nicht bloß ein paar von seiner Art, sondern selbst die Weißlinge und Augenfalter. „Puh, wie sieht der aus!“ hörte er sagen. Die Nesselkäse flogen ihm aus dem Wege, und den einen erkannte er: es war der nämliche, der ihn an die Kugel geführt hatte.

„Kennst du mich nicht mehr?“ fragte er diesen, als er vorüberstrich. Aber er bekam keine Antwort.

„Ob ich nur wirklich so häßlich bin?“ dachte der junge Schmetterling. Die spiegelnde Kugel war ihm eingefallen und er suchte sie auf. Eine Weile saß er still unter der Kugel, und endlich sagte er: „Es ist wahr, ich habe mich sehr verändert.“ Er zitterte am ganzen Leibe, so erschrocken war er. Aber plötzlich rief er: „ich will schön sein, und will schön sein! Wenn ich nur wüßte wie das zu machen wäre.“

Er hörte in der Veranda die Stimme des Knaben und des Mädchens, und er flog ohne Besinnen hinein. Da saß er auf dem Tische vor dem kleinen Mädchen und das schlug die Hände zusammen und rief: „Gusti, ein Schmetterling, der ganz ohne Farbe ist und gerade so zahm wie unser Fuchs war!“

„Er ist auch einmal ein Fuchs gewesen,“ sprach Gusti. „Wir wollen ihn viel schöner machen als er gewesen ist, nämlich mit dem Malkasten. Er soll eine ganz neue Schmetterlingsart werden, die es noch gar nicht giebt. Sieh, ob du ihn fangen kannst.“

Wie gern er sich fangen ließ! Er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis Gusti mit dem Malkasten kam. Der Knabe brachte auch eine Schere mit, und zuerst klappte er ihm die Flügel zusammen und schnitt die Ränder schön Zackig aus, und dann malte er mit Farbe und etwas Del. Als er fertig war, sahen die Flügel aus wie ein Stückchen Regenbogen, und die Ränder entlang lief ein schwarz eingefasster Goldstreifen.

„Num flieg!“ sagte der Knabe.

Und der junge Schmetterling flog; es ging aber schwer und langsam. Wie entzückend er jetzt in der Kugel ansah! Er begab sich gleich auf die Wiese und alles dort sagte: „Ah!“ und die Blumen

machten die Augen auf so groß sie konnten. Endlich setzte er sich und die andern Schmetterlinge setzten sich um ihn herum und bewunderten ihn. Bloß ein alter Fuchs sagte gar nichts; aber er flog zu ihm auf die nämliche Blume und besah ihn genau, und dann entfernte er sich wieder.

„Ich habe es gleich gedacht,“ meinte er; „es ist nicht Natur, alles bloß geschminkt. Ein anständiger Schmetterling hält nichts von geschminkten Personen.“ Und die andern Schmetterlinge sprachen: „Ist es möglich! diese Person ist geschminkt! Es ist unverschämt von ihr, uns so zu betrügen!“ Und damit flogen sie auseinander.

„Schön bin ich doch,“ rief ihnen der junge Schmetterling nach, schöner als ihr alle. Ich bin eine ganz neue Art!“ Er naschte noch von ein paar Blumen und schwebte dann wieder über die Pflanze.

Und nun wurde er erst bewundert! Wo er sich zeigte, liefen ihm alle Kinder nach. Ueberall hörte er sagen: „Solch ein Schmetterling ist in der ganzen Welt noch nicht gesehen worden!“ Und wenn er sich jemandem auf die Hand setzte, drängte sich alles ihn zu betrachten und anzufassen. Ein paar Mal kamen freilich Leute dazu, die sprachen: „Es ist gar kein natürlicher Schmetterling, es hat ihn jemand bunt gemalt.“ Aber die Kinder meinten: „Schön ist er doch!“ Und die klugen Leute sagten hinterher dasselbe, und sie fügten noch hinzu: „Das beste ist, daß die Farbe sich nicht abwischen läßt.“

„Geschminkt sein, das ist das richtige,“ dachte der junge Schmetterling frohlockend. „Die Natur ist vergänglich, aber die Schminke hält. Ich bin froh, daß ich keine Natur mehr auf den Flügeln habe.“ Und nun war er so stolz wie in seinem Leben noch nicht. — —

Einige Zeit verging, und eines Tages saß ein kleines zerrupftes Ding unter der Kugel im Garten und spiegelte sich, das war wieder der junge Schmetterling. Er hatte nur noch die halben Flügel, und die Schminke hatte doch nicht gehalten; nur Spuren derselben waren noch zu erkennen. Es war traurig wie er aussah. Aber er schien gar nicht betrübt, sondern sagte: „das thut nichts; ich lasse mich noch einmal schminken!“

Er konnte sich kaum in der Luft erhalten, als er in die Veranda flog, so spärlich waren die Flügel. Und er mußte warten, ehe die Kinder kamen. Das kleine Mädchen hielt ihn erst für eine Heuschrecke und fürchtete sich, als er auf sie zu kam; dann erkannte sie ihn doch. „Er ist zu jämmerlich, Gusti,“ sagte sie; „er dauert mich, und du mußt ihn noch einmal malen.“ Gusti besah ihn, und dann drehte

er sich herum. „Wirf ihn weg oder mache ihn todt,“ sprach er, „es ist nicht der Mühe werth ihn noch einmal aufzuputzen. Wenn er todt wäre, so wäre es das beste für ihn.“

Der junge Schmetterling wurde nicht mehr geschminkt und er flog endlich zurück in den Garten. Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen, wo er hin kam, wichen die anderen Schmetterlinge ihm aus oder jagten ihn fort.

Da saß er auf einer einsamen Distelblüthe; er hatte sich tief zusammen gedrückt und sah nicht rechts noch links. „Ich werde nie mehr bewundert werden, sprach er trübe, nie — nie — nie!“ Wenn ich todt wäre, das wäre das beste für mich.“ So saß er eine Weile, und dann schnurrte er in das Gebüsch und kroch tief in das Gras hinunter. Nur früh und abends, wenn es dämmerte, sah man ihn dann und wann auf den Blumen.*)

Thüringische Sagen und Geschichten.

Von

Wilhelm Osterwald.

Mit einer Zeichnung nach dem Wartburgbilde von Moritz v. Schwind.



Die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg.

Als Ludwig der Wilde, des eisernen Landgrafen Sohn und Nachfolger, im Jahre 1190 kinderlos gestorben war, erhielt sein Bruder Hermann die Landgrafschaft Thüringen und verlegte sein Hoflager von der Neuenburg an der Unstrut, wo er bis dahin als Pfalzgraf von Sachsen gewohnt hatte, nach der Wartburg bei Eisenach.

Dieser Fürst spielte zwar in den öffentlichen Angelegenheiten des Reiches und in seiner, zwischen den Hohenstaufen und Welfen hin und her schwankenden Parteistellung keine grade rühmliche Rolle, hat sich aber einen desto leuchtenderen Namen als edler Freund und Gönner der deutschen Dichtkunst und ihrer Träger erworben. Sein Hof war einer der glänzendsten seiner Zeit; zu seinem vornehmen Jungesinde gehörten die edelsten Ritter und Herren. Aber die schönste Zierde seines Hofes sah Landgraf Hermann in den berühmtesten Dichtern seiner Zeit, die er mit reichster Freigebigkeit bewirthete und deren dichterisches Schaffen er durch das seine Verständnis, das er ihnen entgegenbrachte, und durch das aufmunternde Lob, das er ihren Schöpfungen zollte, in hohem Maße förderte.

Daher finden wir denn auch in den uns noch erhaltenen Dichtungen Heinrichs von Veldelin, Wolf-

rams von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide das Lob des Landgrafen Hermann von Thüringen in einer Weise gepriesen, daß wir den Eindruck gewinnen, sein Hof sei für die großen Dichter des 13. Jahrhunderts von ähnlicher Bedeutung gewesen, wie der Hof Karl Augusts von Weimar für die gefeierten Dichter des vorigen und unseres Jahrhunderts.

Landgraf Hermann kannte die Sitte der französischen Dichter und Sänger, vor einem auserwählten Kreise feingebildeter Ritter und Edelfrauen dichterische Wettkämpfe zu veranstalten, in welchen sie sich allerhand Räthsel oder Streitfragen aus den verschiedensten Gebieten des Lebens in Liedern, welche der Augenblick ihnen eingab, stellten und beantworteten, und mit einander um den Ehrenpreis des Scharfsinns und der Sangeskunst wetteiferten. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß er die ritterlichen Sänger, die seinen Hof besuchten, zu ähnlichen Wettkämpfen auf der Wartburg wiederholt veranlaßt habe.

Hieraus hat sich schon ziemlich früh, nämlich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg entwickelt, die uns in verschiedenen Fassungen erhalten ist und die ich nun erzählen will.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts befanden sich am Hofe des Landgrafen Hermann von

*) Wir theilen obiges Märchen als Probe mit aus der demnächst im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden glänzenden Märchensammlung:

Hesperiden. Märchen für Jung und Alt von Victor Blüthgen. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Fedor Kliner, Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch, Oscar Pleisch und Paul Thumann. Gr. Octav, eleg. geb. Preis 6 Mark.

Thüringen sechs edelgeborne und ehrsame Männer, die sich meisterlich auf die Kunst des Dichtens verstanden und in höflicher Weise mit einander um die Wette zu singen wußten. Der erste von ihnen war Herr Heinrich, genannt der tugendhafte Schreiber, der zweite Herr Walthar von der Vogelweide, der gefeiertste Minnesänger seiner Zeit, der dritte Herr Reinmar von Zweter, der vierte Herr Wolfram von Eschenbach, der tiefsinnige Dichter des Parzival, der fünfte Herr Biterolf, der zur Dienerschaft der Landgräfin gehörte und vermuthlich aus der Grafenschaft Henneberg stammte, der sechste endlich Herr Heinrich von Osterdingen, den zwar ein Chronist einen Bürger von Eisenach aus einem waderen Geschlechte nennt, dessen Heimat und ritterliches Geschlecht aber mit besserem Rechte in Oesterreich gesucht werden darf.

Diese sechs Meister des Gesanges ließen sich in einen Wettkampf ein, in welchem sie das Lob guter Fürsten und namentlich das des gastfreien und kunstliebenden Landgrafen Hermann priesen; nur der eine Heinrich von Osterdingen stritt gegen sie alle, indem er den Herzog Leopold von Oesterreich aus dem edlen Hause der Babenberger, der gleichfalls ein vielgerühmter Gönner der Dichtkunst und Freund der Sänger war, hoch über den Landgrafen Hermann stellte und ihn mit der Sonne verglich, der alle Welt Erleuchtung und Wärme verdanke. Dagegen lobten die andern fünf einstimmig den edlen Landgrafen von Thüringen und verglichen ihn mit dem Tage, dessen Licht Gott nach dem Berichte der heiligen Schrift eher geschaffen habe als die Sonne, und der daher über die Sonne zu stellen sei. Und zuletzt wurden sie in ihrem Wettsingen so eifrig und geriethen so ernstlich an einander, daß sie ausmachten, wer sich in dem Liederkampfe als besiegt bekennen müsse, der solle sich auf der Stelle durch den Behmmeister oder Scharfrichter Meister Stempfel das Haupt abschlagen lassen oder an einem Baume aufgehängt werden.

Nun sangen die fünf andern mit aller Kraft und Kunst wider Heinrich von Osterdingen, denn sie haßten ihn, waren neidisch auf seine große Kunstfertigkeit und hätten ihn gerne vom Hofe des Landgrafen entfernt.

Die Worte und Bilder aber, deren sich die Sänger in ihrem Liederkampfe bedienten, waren keinesweges glimpflich und schonend, sondern voll heißer Leidenschaft und verletzender Dornheit.

Endlich schien die Mehrzahl zu gewinnen, fünf gegen einen, und Osterdingen klagte, man lege ihm in Thüringen falsche Würfel vor, und rief voll

schmerzlicher Sehnsucht: „O dich entbiet' ich her, berühmter Klingsor von Ungerland, und wärest du auch jenseit des Meeres! Auf deinen Schiedsrichterspruch berufe ich mich, dich darf ich aus allen auswählen, denn mit deiner Meisterschaft kann sich kein Sänger messen. Und wenn mir die Aufgabe gestellt wäre, die Körner des Meerandes zu zählen oder alle Sterne des Himmels einzeln zu nennen — wenn du mir hilfst, so bin ich unverloren. Ja Klingsor muß zur Stelle, ihm ist des Oesterreichers Tugend wohl bekannt, und er allein kann zwischen mir und euch entscheiden.“

Aber damit gaben sich die Gegner nicht zufrieden, sondern beriefen sich auf die Bedingung, unter welcher sie den Kampf aufgenommen hätten; vier von ihnen riefen, den Tod Osterdingens verlangend, dem Meister Stempfel zu, er solle sich bereit halten, und schon wollten sie den angeblich besiegten Sänger ergreifen, als Osterdingen in seiner Noth zu den Füßen der Landgräfin Sophie flüchtete, die mit ihren Edelfrauen dem Wettkampfe beiwohnte, und Rettung suchend sich in den Faltenmantel der hohen Frau barg.

Da erhob sich die Landgräfin von ihrem Sitze, hielt ihre schirmende Rechte über den bedrängten Jüngling und sprach zu seinen Verfolgern: „Wenn ich jemals einem unter euch Trost in Kummer und Zuflucht in Gefahr gewesen bin, so stellet euer Zürnen ein. Wem von euch ich jemals die Hand geboten habe, der soll diesen meinen Schützling jetzt unangefochten lassen.“

Ehverbietig antworteten die Verfolger: „Euer Wille geschehe, gnädige Frau Landgräfin, denn Euch gehorchen wir allezeit willig und gern. Mag uns denn Osterdingen den Meister Klingsor zur Stelle schaffen; aber wir fürchten, es wird gar lange Zeit vergehen, ehe er ihn her bringen kann.“

Da setzten sie fest, daß Osterdingen den weisen Klingsor binnen Jahresfrist bringen sollte. Was dieser alsdann entscheiden würde, dem wollten sie sich fügen, da er in aller Welt wegen seiner Kunst und Weisheit hochberühmt sei.

Darauf nahm Osterdingen Urlaub vom Hofe des Landgrafen, reiste zunächst nach Wien zum Herzog Leopold und theilte ihm mit, wie er deshalb, weil er ihn mit der Sonne verglichen und hoch über den Landgrafen Hermann gestellt hätte, in diesen schlimmen Handel verwickelt sei. Der Herzog nahm ihn sehr gut auf und gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Meister Klingsor mit, der in Siebenbürgen bei Andreas, dem Könige von Ungarn, als dessen Hofastrolog oder Sterndeuter lebte.

König Andreas war ein äußerst gottesfürchtiger und mildthätiger Fürst, der mit den Ungläubigen beständig Krieg führte und jeden mit Gold und Gütern reichlich ausrüstete, der sein Schwert zur Ehre des christlichen Glaubens ziehen wollte. Er verdankte aber seinen Reichthum vornehmlich seinen überaus ergiebigen Bergwerken, deren Ertrag ihm der Himmel so reichlich segnete, daß sein Schatz nicht abnahm, wie viel auch für seine stattliche Hofhaltung aufgewendet werden mußte.

Einstmals hatten seine Bergleute in einen neuen Schacht eingeschlagen, fanden aber kein Merkzeichen für das Vorhandensein edler Metalle darin und wollten entmuthigt schon wieder von dannen gehn, als ihnen eine geheimnißvolle Geisterstimme zurief: „Ein unermesslicher Schatz von bestem Golderz liegt in diesem Berge verborgen, den suchst nur mit treuer Beharrlichkeit und gerechter Zuversicht, denn Gott ist euren frommen Könige hold und gnädig, und will, daß er zum Heile seiner Seele den Armen desto reichlicher von diesem Schatze geben soll. Nehmt ihn jetzt hin! Wir haben ihn lange genug gehütet. Glückauf!“

Als die Bergleute das vernommen und den freundlichen Bergmannsgruß des Geistes gehört hatten, waren sie voll Freuden, lobten Gott und gingen hurtig wieder an die Arbeit, ließen auch dem Könige die frohe Botschaft vermelden, der voll Dank gegen Gott war und nach guten Werkleuten ausandte, die den Bergbau kunstgerecht zu betreiben verstanden. Vor allem aber fragte er seinen Hofastrologen Meister Klingsor um Rath, der ein Magister der sieben freien Künste war und aus der Stellung der Gestirne die Zukunft zu weissagen wußte, auch vermittelt der schwarzen Kunst oder Zauberei sich die stärksten und mächtigsten Geister der Hölle dienstbar gemacht hatte.

Auch im Bergwesen war er wohl erfahren und wußte vermöge seiner Kunst die verborgensten Schätze zu finden und zu heben, wie denn auch der von der Geisterstimme den Bergleuten angekündigte Schatz mit seiner Hülfe richtig gefunden und gehoben wurde.

Zu diesem berühmten Meister Klingsor kam nun Heinrich von Osterdingen, theilte ihm mit, wie es ihm auf der Wartburg ergangen war, und gab ihm auch den Empfehlungsbrief des Herzogs Leopold von Oesterreich.

Als Klingsor den Bericht Osterdingens gehört und den Brief des Herzogs gelesen hatte, gab er dem jungen Dichter guten Trost und sprach: „Sei unverzagt, guter Gesell, wir wollen das Unglück wohl von dir wenden. Ich will selbst mit dir

fahren, die Lieder deiner Widersacher anhören und den Streit zum gütlichen Ausgleich bringen; doch laß mich nun auch deine Gesänge hören.“

Osterdingen sang alsbald alle seine Lieder, die dem Meister über die Maßen wohl gefielen; sodann mußte er ihm auch viel von seinen Gegnern erzählen und ihm den Inhalt ihrer Lieder mittheilen.

So blieb nun Heinrich von Osterdingen bei dem Meister Klingsor, und sie vergnügten sich gegenseitig mit mancher artigen Kurzweil so angenehm, daß das Jahr unvermerkt zu Ende ging, ohne daß der Meister irgend welche Anstalten zur Reise nach Thüringen machte. Ja, er verzögerte die Abfahrt bis zu dem Tage, an welchem die festgesetzte Frist abgelaufen war. Am folgenden Tage sollte Osterdingen bereits in Eisenach sein, und noch war er mehr als hundert Meilen weit davon entfernt, im Lande Siebenbürgen.

Darüber grämte sich der junge Dichter nicht wenig und klagte laut, daß er nun als ein wortbrüchiger Mann auf immer landflüchtig bleiben müsse und die edle Sangeskunst fernerhin nicht mehr ausüben dürfe, was ihm so schrecklich zu sein dünkte, als wenn er leben sollte, ohne athmen zu dürfen.

Flehenlich sprach er daher zu Klingsor: „Ach, lieber Meister, lasset mich doch nicht so trostlos von Euch scheiden; ich kann und will es nicht glauben, daß Ihr mich ohne Hülfe ziehen lassen wollt, deren ich mich so zuversichtlich und getrost versehen hatte.“

Klingsor lächelte zu den Klagen des Jünglings und sagte: „Stille dein betrübtetes Herz, mein Sohn, und sei geruhigen Muthes: wir werden schon zur rechten Zeit in Eisenach sein und nicht lange zu fahren brauchen, denn wir haben gar starke Rosse und einen leichten Wagen.“

Und er ließ ihn Abends bei sich essen, und als Osterdingen nach der Mahlzeit einen guten Trunk gethan hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf. Darauf ließ ihn Meister Klingsor auf eine Lederdecke legen, legte sich selbst neben ihn, hüllte sich und den Jüngling ein, und gebot seinen dienstbaren Geistern, sie beide durch die Luft nach Eisenach zu tragen.

Saust und wohlbehalten wurden sie von den Geistern in unglaublich kurzer Zeit durch die Luft nach Eisenach getragen und kamen in den Hof Heinrich Hellgrafs, eines wohlhabenden Bürgers von Eisenach, der eine angesehene Gastwirthschaft hielt; der Hof war aber nahe am St. Georgenthor gelegen, links von der Straße, auf der man aus der Stadt geht.

Osterdingen erwachte, als der Thürmer mit

seinem Horn den Tagesanbruch verkündete, und hörte mit Verwunderung die Meßglocke der St. Georgenkirche.

„Mein Gott!“ sagte er, „wie ist mir denn? Der Klang dieser Glocke kommt mir so bekannt vor, ich muß sie schon oft gehört haben. Ja es will mich fast bedünken, ich wäre in dem fernem Eisenach.“

Klingsor lächelte und sprach: „Vielleicht täuscht dich ein Traum.“

Da sprang Osterdingen auf und eilte ans Fenster. Erstaunt sah er die Häuser und Straßen an und wußte nicht, wie ihm geschah. „Beim lebendigen Gott!“ rief er, „Ich sehe mit meinen leibhaftigen Augen das St. Georgenthor und kenne die Leute wohl, die dort durch dasselbe zur Feldarbeit hinausgehn. Gelobt sei der Allmächtige! wir sind in Eisenach, und dieß hier ist ja, wie ich nun deutlich erkenne, das Gasthaus Heinrich Hellgrafs.“

Wie ein Lauffener gelangte alsbald aus der Stadt auf die Wartburg die Kunde, daß Osterdingen zurückgekehrt sei und den fremden Meister aus dem fernem Ungerlande mitgebracht habe.

Als das die Sänger am Hofe des Landgrafen gehört hatten, gingen sie von der Burg hinunter in Heinrich Hellgrafs Gasthof, begrüßten den berühmten Meister mit allen Ehren des Empfanges, boten ihm große Geschenke und fragten, wo sie beide den Abend zuvor gewesen wären und wo sie ihr Nachtquartier gehabt hätten.

Da sagte Osterdingen: „Wir sind in Siebenbürgen gestern Abend schlafen gegangen, und heute früh zur Mettenzeit waren wir hier in Eisenach. Wie das zugegangen ist, weiß ich nicht und kann es also auch nicht sagen.“ Darüber staunten die Sänger über die Maßen.

Darnach gingen sie alle hinauf zum Landgrafen, der die Ankömmlinge in Gegenwart seines Hofstaates aufs freundlichste und ehrenvollste empfing.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Eisenach und ehe der entscheidende neue Liederkampf eröffnet war, saß Meister Klingsor Abends im Wirthsgarten mitten unter Hof- und Bürgerleuten und nahm daselbst gleich ihnen seinen Abendtrunk. Da baten ihn die Anwesenden, er möge ihnen nach seiner Kunst und Weisheit eine neue Mähr verkündigen, und Klingsor stand auf, betrachtete ziemlich lange mit großem Ernst die Stellung der Gestirne und sagte alsdann mit feierlicher Stimme: „Fröhliche Botschaft will ich euch verkündigen: wisset, daß in der heutigen Nacht dem Könige von Ungarn, meinem gnädigen Herrn, eine Tochter geboren werden soll,

die wird man mit dem Sohne eures Landgrafen vermählen und dereinst nach ihrem Ableben heilig sprechen. Und sie wird durch ihre Heiligkeit die Freude und der Trost der ganzen Christenheit sein.“

Dasselbe verkündete er am andern Tage auf der Wartburg auch dem Landgrafen und seiner Gemahlin, und es war große Freude darüber bei allen, die es hörten.

Darnach begehrte aber der Landgraf von dem Meister Klingsor, er solle den Sängerstreit, um dessentwillen er herbeigerufen sei, schlichten, und der Meister war bereit dazu. In Gegenwart des Landgrafen und seiner Grafen, Ritter und Herren sprach er feierlich: „Der Tag kommt von der Sonne; wenn die Sonne nicht die Erde beleuchtet, so giebt es keinen Tag.“ Und mit dieser Deutung legte er den Streit der Sänger gütlich bei, indem er zugleich seinem Schüpling Osterdingen, der den Herzog Leopold mit der Sonne verglichen hatte, während seine Gegner den Landgrafen dem Tage gleich gestellt hatten, den Preis zuerkannte.

Damit gaben sich die übrigen Sangesmeister zufrieden, nur Wolfram von Eschenbach, der am meisten gegen Osterdingen gesungen hatte, war feindselig wider den geheimnißvollen Fremden und ließ sich mit ihm in einen besonderen Sangesstreit ein, in welchem einer den andern durch Stellung oder Lösung tiefsinniger Räthselfragen über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zum Leben der Menschen zu überbieten suchte.

Da jedoch Klingsor sich gestehen mußte, er könne den weisen und tiefsinnigen Dichter, dessen erhabene Weisen er mit Bewunderung anhörte, nicht überwinden, so verließ er mißmüthig den Saal und rief einen Geist herbei, den die Sage den Teufel Rastion nennt, befahl ihm die Gestalt eines Jünglings anzunehmen, führte ihn in den Saal und sagte: „Wolfram, ich bin von dem vielen Singen etwas ermüdet, deshalb mag dieser mein Knecht meine Stelle einstweilen vertreten.“

Da hoben sie an schön und herrlich wider einander zu singen über die Menschheit vom Anbeginn der Welt bis auf die Zeit der Gnade, in welcher der Heiland geboren ist. Als jedoch Wolfram mit frommer Innigkeit von dem ewigen Worte, das aus dem väterlichen Herzen Gottes geflossen und Fleisch geworden sei, und von dem Sakramente des heiligen Abendmahls weisevoll und erhaben zu singen begann, da konnte der Teufel nichts mehr antworten.

Da erkannte Klingsor, daß Eschenbach ihm überlegen sei, und da er glaubte, Wolfram wäre

kein Laie, sondern ein kunstmäßiger Gelehrter wie er selbst, wollte es ihm aber verbergen, so forderte er den Teufel Rasion auf, den Dichter irre zu führen, um zu sehen, ob er sich auch wirklich nicht getäuscht habe.

Wolfram wohnte aber dazumal bei einem Bürger Namens Tizel Gottschalk am Markt zu Eisenach in der Nähe des Sulzenborns, und schlief daselbst

schrieb der Teufel laut lachend mit dem Finger an die steinerne Wand der Kammer die Worte: „Du bist ein Laie, Schnipp, Schnapp Schnurr!“ und verschwand zur selbigen Stunde.

Die Schrift aber blieb in feurigen Zügen an der Wand stehen, als sei sie in den Stein wie in weiches Wachs gedrückt. Alle Welt eilte herbei, um sie zu sehen, bis Tizel Gottschalk, um dem Zu-



mit seinem Knechte in einer finsternen Kammer mitten im Hause. Dahinein kam der Teufel in der Nacht, mit feurigem Antlitz grausig anzusehen, und legte dem Dichter sogleich Fragen vor von des Himmels Lauf und Natur und von der Bewegung der Planeten, so wie von ihrer Kraft und Wirkung, und warum sie einander bisweilen nahe und bisweilen ferne ständen; und da der fromme Dichter hierauf keine genügende Antwort zu geben vermochte, so

lauf der Leute in die dunkle Kammer ein Ende zu machen, den Stein, worauf die Schrift stand, aus der Wand brechen und in die Hörnel werfen ließ.

Klingsor aber nahm Urlaub von dem Landgrafen und seinem Hofe und ward mit reichen Geschenken ehrenvoll entlassen. Darauf fuhr er von dannen, wie er gekommen war, und niemand wußte, wie.

(Weitere Folge demnächst.)

Deutsche Rolandsbilder.

Von

Franz Knauth.

Mit Original-Illustrationen von H. Schuster.



führt dich, junger Leser, dein Weg einmal nach dem altberühmten Bremen, so wird man dir außer andern Merkwürdigkeiten dieser schönen Stadt sicher auch den Roland zeigen.

Wo du ihn aufzusuchen hast, das weißt du wohl schon aus unseres Rückert alliterirenden Reimen:



„Roland, der Riese, am Rathhaus zu Bremen
Steht er, ein Standbild, standhaft, und wacht.“

Dort steht er, das Gesicht dem Osten zugekehrt, der nicht weniger als achtzehn Fuß hohe und sorglich überdachte Riese. Das Standbild wurde im Jahre 1404 errichtet und um 1512 erneuert. Urausfänglich war die Figur mehrfach mit Gold und insbesondere auch mit einem buntpfarbigen Talar geschmückt, auf dessen linker Seite man einen Löwen und einen Hund abgebildet sah, die sich um einen Knochen stritten. Dicht darunter aber stand geschrieben:

Eenem jeden dat syne.

Die colossale Größe des Steinbildes hindert jedoch nicht, aus den Gesichtszügen des Gewaltigen eine gewisse Freundlichkeit, ja Gutmüthigkeit herauszulesen. Zwischen den Füßen des Riesen liegen das Haupt und die abgehauenen Hände eines Missethätters. Die Sage giebt jenes Haupt nebst den Händen für die Körpertheile eines Krüppels aus. Sie erzählt, daß die reiche und fromme Gräfin Emma, aus dem nahe bei Bremen gelegenen Lesmona, deren Besitzthümer sich bis zu den Thoren der Stadt erstreckten, den Bremensern so viel Land zu einer Gemeineweide geschenkt hatte, als der an den Pforten ihrer Gemächer bettelnde Krüppel in Einem Tage würde umkriechen können. Darauf habe denn der patriotische kleine Bremenser sein Leben daran gesetzt, sich in der angegebenen Zeit um den großen Raum herumzuschleppen, den noch heute die Bürgerviehweide einnimmt, und da er der für seinen elenden Körper zu großen Anstrengung erlegen sei, so habe die dankbare Bürgerschaft sein Andenken dadurch geehrt, daß sie sein Bild zu den Füßen ihres städtischen Heiligthums verewigte.

Doch zurück zu unserm Roland selbst. Sein Kinn ist bartlos und das entblößte Haupt mit dickem, krausem Haar bedeckt. In seiner Rechten, die gleich der Linken mit einem Handschuh bekleidet ist, trägt der Riese ein gewaltiges Schwert; der Wappenrock reicht bis tief zu den Füßen hinab und der linke Arm endlich ist mit einem Schilde bedeckt, das den zweiföpfigen Adler und die bedeutsame Umschrift aufweist:

Vryheid do ick ju openbar
De Carl un mannig Vorst verwahr
Deser Stadt gegeben hat
Des danket Gode, is min Rad.

(„Ich verkünde euch die Freiheit, welche Carl und fürwahr mancher Fürst dieser Stadt ertheilt hat. Daß ihr Gott dafür danken möget, ist mein Rath.“)

Der hier erwähnte Carl, nimmt man an, sei Karl der Große gewesen, der Stifter des Bisthums Bremen. Eine Statue dieses großen Kaisers selbst, wie auch behauptet wurde, ist jedoch das Steinbild gewiß nicht, und ebensowenig stellt dasselbe, obgleich sein Name vielfach zu dieser Ansicht verleitet hat, den

Neffen und Helden jenes Kaisers, den tapfern Roland dar, der bekanntlich bei Roncesvalles von den Sarazenen unter ihrem Mohrenkönige Marsilie, trotz seines guten Schwertes „Durendal“ und seines weithin schallenden Hornes „Olifant“, mittelst dessen er vergeblich Karl zu Hülfe gerufen, überwältigt und getödtet worden sein soll.

In neuerer und neuester Zeit halten die Alterthumsforscher vielfach dafür, es sei Kaiser Otto II., im Volke der rothe, d. h. der blutrichtende, strenge Gerechtigkeit übende genannt, dessen Bild durch die Rolandsstatuen und nicht bloß zu Bremen, sondern in zahlreichen andern Städten, Flecken und Dörfern dargestellt werde; denn er gelte vorzugsweise als derjenige, welcher sich durch Verleihung von Privilegien und Freiheiten u. an deutsche Ortschaften die größten Verdienste erworben.

Auffallen muß aber hierbei doch, daß die Krone, das wichtigste Attribut aller Kaiser- und Königsbilder, so gut wie immer bei diesen Standbildern fehlt, da eigentlich nur der Roland zu Nordhausen eine solche trägt, die aber nachgewiesenermaßen eine ganz willkürliche Zuthat des Verfertigers dieser obenein noch sehr jungen Rolandssäule ist.

Welches ist aber nun der dunkle Sinn, den unsre Vorfahren in die geheimnißvollen Rolandsbilder gelegt?

Versuchen wir denn in Kürze anzuführen, was die Alterthumswissenschaft zur Erhellung dieses Dunkels bis heute zu Tage gefördert hat. Bekannt ist, daß schon zu Karls des Großen Zeiten vor allem der Handelsverkehr, der wiederum mit der Ausbreitung des Christenthums im engsten Zusammenhange stand, vielfach zur Erbauung von Städten Veranlassung gab. Den Missionaren und ihrem Gefolge, die sich in dem heidnischen Lande festsetzten, Kirchen erbauten und Flecken gründeten, schloß sich gern der Kaufmann an, seinen Markt da aufschlagend, wo entweder im Freien oder in den Kirchen Gottesdienst gehalten wurde. Bald verliehen dann Kaiser und Könige einzelnen solcher Flecken das Marktrecht, und nicht selten pflanzten zugleich auch die höchsten richterlichen Behörden, die s. g. Grafengerichte, ihren Sitz daselbst zu nehmen. Die zur Sicherung eines solchen Ortes gegen Krieg und Raub nöthige Einschließung mit Mauern unterblieb zwar nirgends, erfolgte jedoch zuweilen ziemlich spät, in der Regel erst dann, wenn der betreffende Ort sich ausgebreitet hatte und zur Stadt erhoben worden war.

Wie nun aber unsere Vorfahren es liebten, alle wichtigeren Geschäfte mit einer sinnbildlichen

Handlung zu begleiten und zu bekräftigen — wir erinnern z. B. an das Brechen des Stabes über dem Haupte eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, — so geschah auch die Verleihung des oben erwähnten „Marktrechts“ oder der „Marktgerechtigkeit“ symbolisch durch Ueberfendung eines Handschuhs von Seiten des zuständigen Landesherrn an die betreffende Ortschaft. Der aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührende Sachsenpiegel, ein hochberühmtes Rechtsbuch, erwähnt dieser Sitte ausdrücklich.

Galt es dann ferner, einem Orte die über Leben und Tod entscheidende Gerichtsbarkeit zu verleihen, so bot sich hiezu von selbst das Schwert als Symbol dar. Um nun aber männiglich davon Kenntniß zu geben, daß die Ortschaft Marktrecht und insbesondere auch Gerichtsbarkeit rechtskräftig besitze, errichtete man auf dem bedeutendsten öffentlichen Plage, also auf dem Markte, und dort wiederum am liebsten in der Nähe des Rathhauses oder des Schöppen- d. i. Gerichtshauses einen sogenannten Dingbaum, auch Schild- oder Schwertpfehl genannt. Es war dies ein hoher geschälter Baum, und zwar meist eine Eiche, welche dann Stal-Eke (Stell-Eiche) hieß, und an deren oberen Theile man den Handschuh, bezüglich das Schwert aufhängte.

Nun aber lag es nahe, statt des Dingbaums eine männliche Gestalt aufzurichten und diese das Schwert, den Handschuh und einen Schild tragen zu lassen. Schade nur, daß kein einziges der ältesten, ursprünglichsten Rolandsbilder auf uns gekommen ist!

Außer der Bedeutung des Rolands als Gerichts- oder Blutsäule, d. i. als Zeichen, daß ein Ort das Gericht über Hals und Hand besitze, halten wir somit zunächst auch die Beziehung desselben zum Marktrecht fest, und zwar schon deshalb, weil die Erhaltung des Marktfriedens, des wichtigsten Erfordernisses zur Abhaltung eines Marktes, ein gerichtliches Vorgehen häufig nöthig machte. Ferner aber galt der Roland auch als Zeichen der Freiheit eines Ortes von der Dingpflichtigkeit vor auswärtigen Gerichten, und endlich und zuletzt als Symbol der Reichsfreiheit einer Stadt, wie dies beispielsweise bei Bremen zutrifft und noch heute zutrifft. Eine Inschrift am Rathhause deutet uns dies ausdrücklich an:

Wenthe der stadt ys gegeben dat Rholandsbylde
Tho enem teken*) der Friheit onder des Rykes
schilde.

*) Zeichen.

Was nun aber die Entstehung des Namens Roland anbetrifft, so behaupten Geschichts- und Alterthumsforscher, man habe die alten Ding- oder Gerichtsbäume auch „Rothhands-Säulen“ genannt, weil sie auf der Blut-Gerichtsstätte errichtet waren, woraus dann „Rolandssäule“ oder kurz „Roland“ im Volksmunde geworden sei.

Manche Sprachforscher dagegen führen das Wort Roland auf den alten fränkischen Namen Chrodoland = Ruhmland, will sagen: „der weit und breit im Lande durch Ruhm Gewaltige“, zurück, wobei dann freilich wieder an eine bestimmte Persönlichkeit, also u. A. auch an Kaiser Otto II. zu denken wäre. —

Vornehmlich ist es Norddeutschland, in welchem zumal östlich von der Weser und zwar an dieser hinab bis Bremen, dann im Elbgebiete von Freiberg an der Mulde und Nordhausen bis Hamburg und in's Holsteinische hinein, endlich aber besonders häufig in der Umgegend von Magdeburg sowie in der Nähe des Harzes sich die eigenthümliche Erscheinung der Rolandssäulen in Städten, Flecken und Dörfern findet. Weiter östlich setzt sich ihre Reihe dann fort bis Polzin in Pommern, ja bis nach Königsberg in Preußen.

Die Gestalt der Rolande ist fast immer colossal, oft roh, plump und ungeschlachtet. Namentlich gilt

letzteres von dem Roland in den Dorfe Pöglow bei Prenzlau in der Uckermark, da derselbe lediglich aus einem Baumstrunke besteht, auf welchem eine Büste von sehr unfertiger Art angebracht ist, nämlich ein Kopf mit einer Bedeckung, die vermuthlich einen Helm vorstellen soll. Von den Seiten des Klozes gehen zwei Arme mit Händen aus, von denen die rechte ein großes Schwert trägt. Das frühere Bild war von Stein und wird noch jetzt nebst seinem vergoldeten Schwerte in der Ortskirche aufbewahrt. Wie aber eine Chronik scherzweise erzählt, soll den Pöglowern ihr steinerner Roland einmal von den Bewohnern eines Nachbarortes entwendet worden sein, daher sie genöthigt gewesen wären, einen hölzernen aufzurichten.

Beruhet nun auch, wie schon gesagt, diese Erzählung wohl auf einem Scherze, so ist dagegen doch wahr, daß die im Besitze eines Rolandes befindlichen Ortschaften zu allen Zeiten den größten Werth auf dieses Vermächtniß aus altersgrauer Vorzeit legten. Wollen wir davon absehen hier mitzutheilen, wie oft thörichter Aberglaube an die verschiedenen Rolandsäulen sich knüpfte, so können wir doch nicht umhin, einige ergößliche Sagen und Geschichten zu berichten, aus denen erhellt, in wie inniger Beziehung jene Statuen vor Zeiten zum Leben des Volkes standen. (Schluß folgt.)

Sprüche von Otto Sutermeister.

Nicht sollst du Gottes Wort im Mund beständig führen,
Doch innigst immerfort es und lebendig spüren.

Schändliches Thun: Erbarmen erregen
Und sich selbst nicht zum Bessern bewegen.

Auffchieb — Tagdieb:
Was der gestohlen,
Wirfst du dir nimmer wieder holen.

Du weißt nicht, wie dein Gut vermehrt,
Was der Arme davon verzehrt.

Nun hilf mir aus dem Sumpf und sei mir still;
Grob werden kann ich selber, wenn ich will.

Auflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von **Friedrich Gull.**

1. Alt, Dorf, Altdorf. 2. Pfeil, Pfeiler, Pfeifer.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Riese, Rose, Reife, Reufe. 2. Siebel, Geibel. 3. Ehe. 4. Netter. 5. Stiel, Leist.

Eine willkommene Gabe aus Frankreich.



guten französischen Originale. — Alles in Allem können wir die Einbürgerung dieses liebenswürdigen Werkes in so trefflicher Bearbeitung nur willkommen heißen.

Redaction der „Deutschen Jugend“.

*) Vater Carlet's Pflegekind.

Nach J. Colombs Werk „La fille de Carilès“, für die Jugend bearbeitet, und besonders heranwachsenden Mädchen gewidmet von
Clementine Helm.

Mit zwölf Tonbildern und vielen Illustrationen im Text. (Gr. Octav, eleg. geh. 5 M. In Prachtband 7 M.)
Verlag von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig.

Räthsel.

Von
Friedrich Güll.

1.

Ein tapfres Heer kann ohne mich nicht völlig siegen,
Und wär's auch nur, die Feinde zu versprengen.
S — t voran, wird man sich in den Haaren liegen,
Wenn Viele sich in Zweier Zwietracht mengen.

2.

Bist du's mit u, so kann kein Schuß, kein Stich dir
schaden.
Mit e verkauft man mich selbst nicht im Trödlerladen.

3.

Mich hat der Drechsler und der Schneider,
Der Wechsler und der Musterreiter,
Mich hat der Waisenhausinspector
Und der Appellgerichtsdirector.

4.

In jedem Kirchthurm bin ich aufgestellt,
Und dorten stets den Glocken zugesellt.
Ein F vor, hat mich selbst der ärmste Bauer;
Wenn nicht, wär' ihm sein Leben doppelt sauer.

5.

Mit L bin ich ein Spiel,
bei dem des Glückes Spende
Dem Glücklichen zu Theil
wird durch der Waisen Hände.
Mit M bin ich ein Spruch,
begleitend den Versuch
Der Preisbewerbung — und
oft manches sinn'ge Buch.

Von

Otto Sutermeister.

1.

Du gibst es aus, du nimmst es ein,
Und frisstest so dein täglich Leben,
Doch nicht im Beutel, nicht im Schrein
Gedenkst du je es aufzuheben.

Wie ohne Dank und Denken du
Es nimmst, so gibst du auch es wieder;
Und doch, gebräch' es dir — im Nu
Schwebte der Tod auf dich hernieder.

2.

Die Lade, die ich meine, heißt
Nicht Schieb-, nicht Bundeslade,
Und ist nur dann gerade
Nicht zu entbehren, wenn man beißt.

3.

Rathe, was sind das für Enten gewesen?
Ich sah sie wahrhaftig Zeitungen lesen.
Und was für Enten waren das:
Sie führten den Tattod nicht zum Spaß.

4.

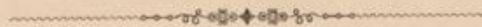
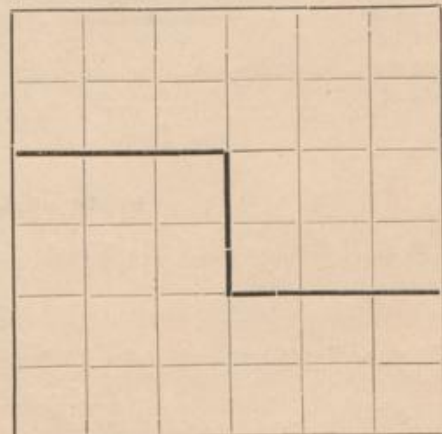
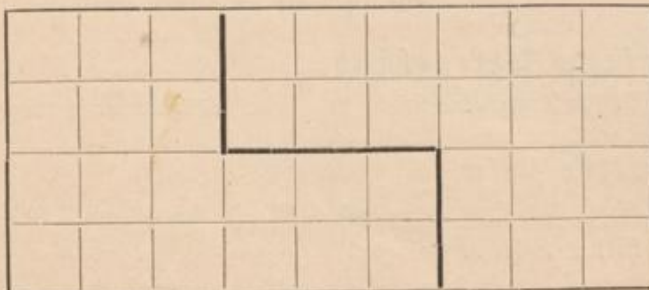
Was wird uns niemals glücken
Mit Worten auszudrücken?

5.

Dir welche zuzuziehen, hüte dich!
Doch zu ihr ziehen, ja, das ändert sich:
Da würdest du ein Eiland sehn im Norden,
Das eines großen Deutschen Wiege worden.

Auflösung der Knackmandel Seite 31.

Meister Hobelmann muß das Holz so zersägen, wie es der stark gezogene Strich in der ersten Figur andeutet. Er erhält dann zwei Theile, aus denen sich das Quadrat zusammensfügen läßt, wie es unsere zweite Figur andeutet.

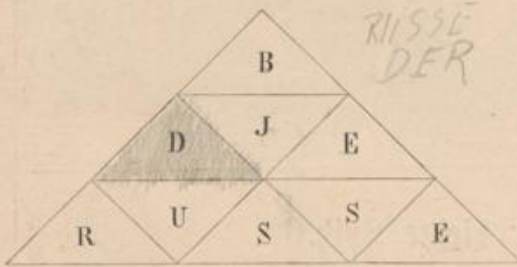




Von

Robert Löwike.

Wenn ihr, meine jungen Freunde, das große Dreieck unsrer Wortfigur genau ansieht, so werdet ihr



finden, daß es aus neun einzelnen kleinen Dreiecken besteht, von denen sechs mit der Spitze nach oben, die drei andern mit der Spitze nach unten gewendet sind. Die ersteren wollen wir „aufrecht stehend“, die letzteren „umgekehrt“ nennen. Jedes der neun Dreiecke zeigt einen Buchstaben, und die neun Buchstaben der ganzen Figur geben, wenn ihr die Reihen nicht nur von links nach rechts, sondern auch von oben nach unten lest, fünf Wörter, von denen das eine fünf Buchstaben hat, während zwei aus je drei, und zwei aus je zwei Buchstaben bestehen.

Schneidet nun aus weißem Papier neun Dreiecke, wie unsre Wortfigur sie zeigt, schreibt dann nach den unten gemachten Angaben die betreffenden Buchstaben darauf und versucht Wortfiguren nach dem Muster der obigen daraus zusammen zu stellen.

Die entstehenden Wörter werden nicht sämtlich Hauptwörter sein, sondern auch andern Wortklassen angehören. Ihr werdet z. B. auch Geschlechtswörter, Bindewörter, Ausrufe u. s. w. erhalten.

I.

Diejenigen Dreiecke, welche aufrecht stehen, enthalten die Buchstaben E, L, N, O, P, U, die umgekehrten Dreiecke zeigen die Buchstaben A, E, M.

II.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buch-

staben B, D, E, E, M, S, die umgekehrten die Buchstaben A, I, S.

III.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben A, A, A, A, E, E, die umgekehrten die Buchstaben N, R, V.

IV.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben D, D, E, E, K, R, die umgekehrten die Buchstaben A, I, R.

V.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben G, H, I, M, N, R, die umgekehrten die Buchstaben A, A, E.

VI.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben D, E, E, K, M, S, die umgekehrten die Buchstaben I, I, U.

VII.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben A, A, E, E, S, Z, die umgekehrten die Buchstaben R, R, U.

VIII.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben A, A, E, G, K, Z, die umgekehrten die Buchstaben N, R, V.

IX.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben A, E, E, M, N, O, die umgekehrten die Buchstaben H, I, R.

X.

Die aufrecht stehenden Dreiecke zeigen die Buchstaben E, I, L, M, N, N, die umgekehrten die Buchstaben A, I, S.